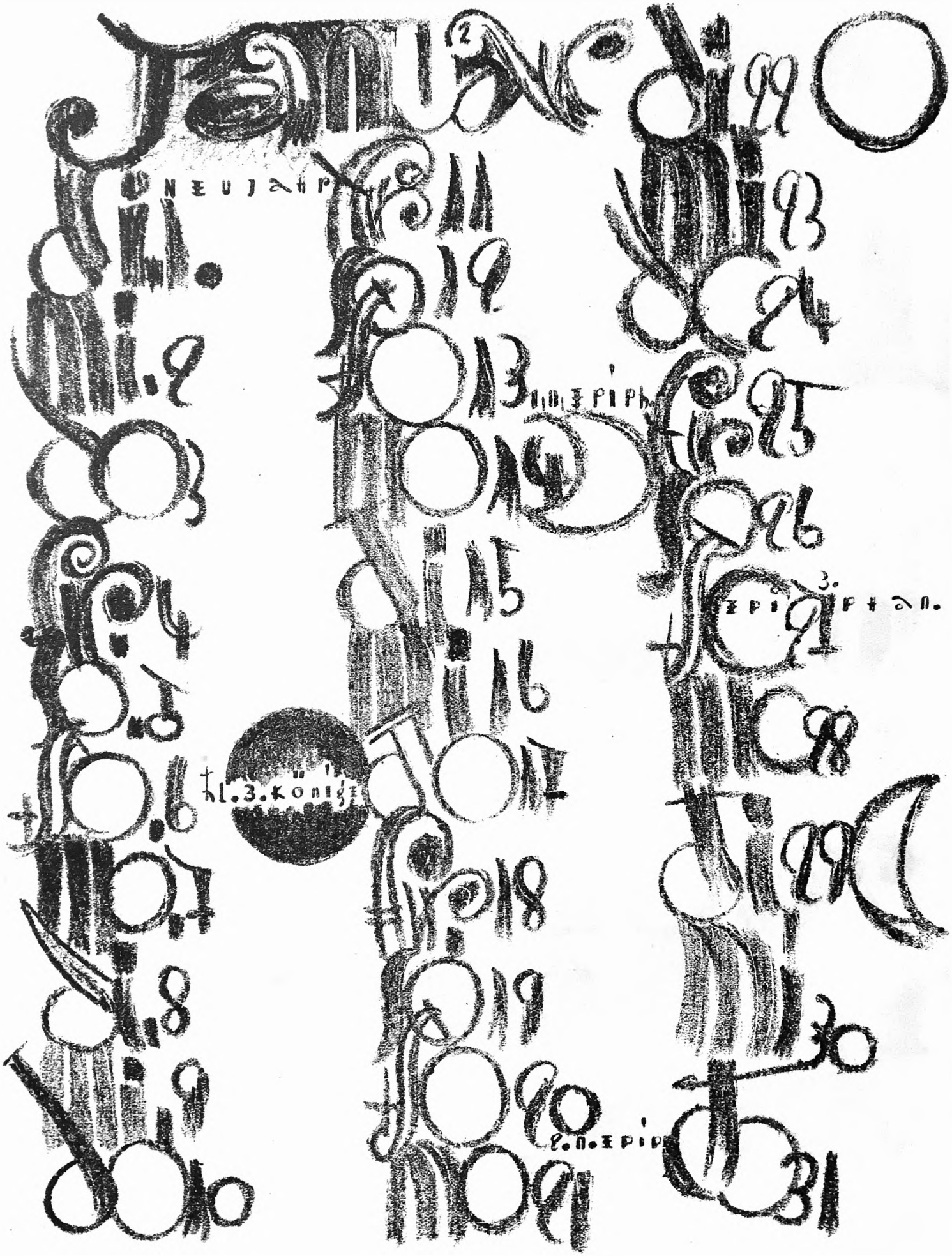
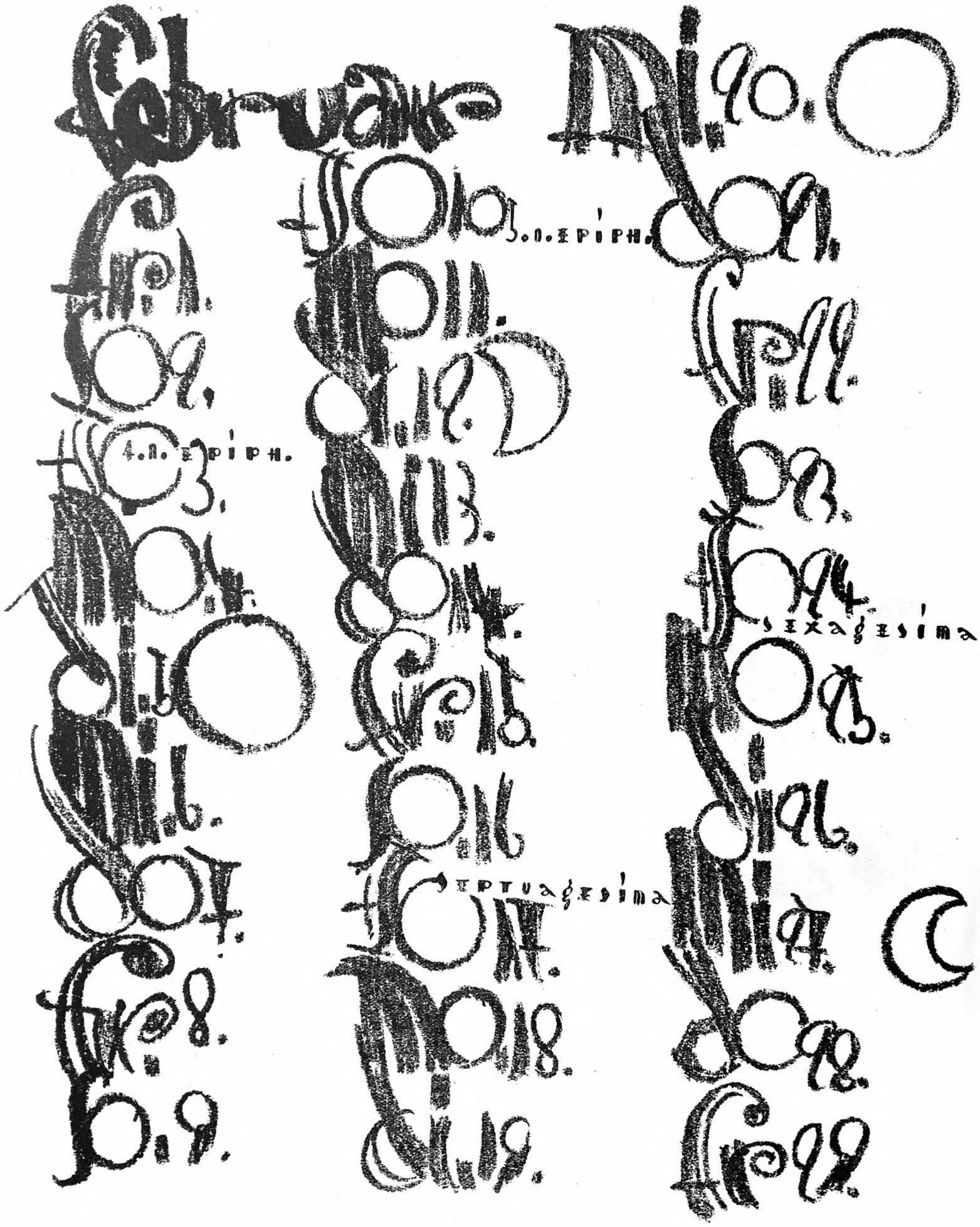
Book

Uhecker Jahrbuch

herausgegeben im Auftrage J. Vereinigung f. Volkstümliche Kunst

v. P. Brockhaus





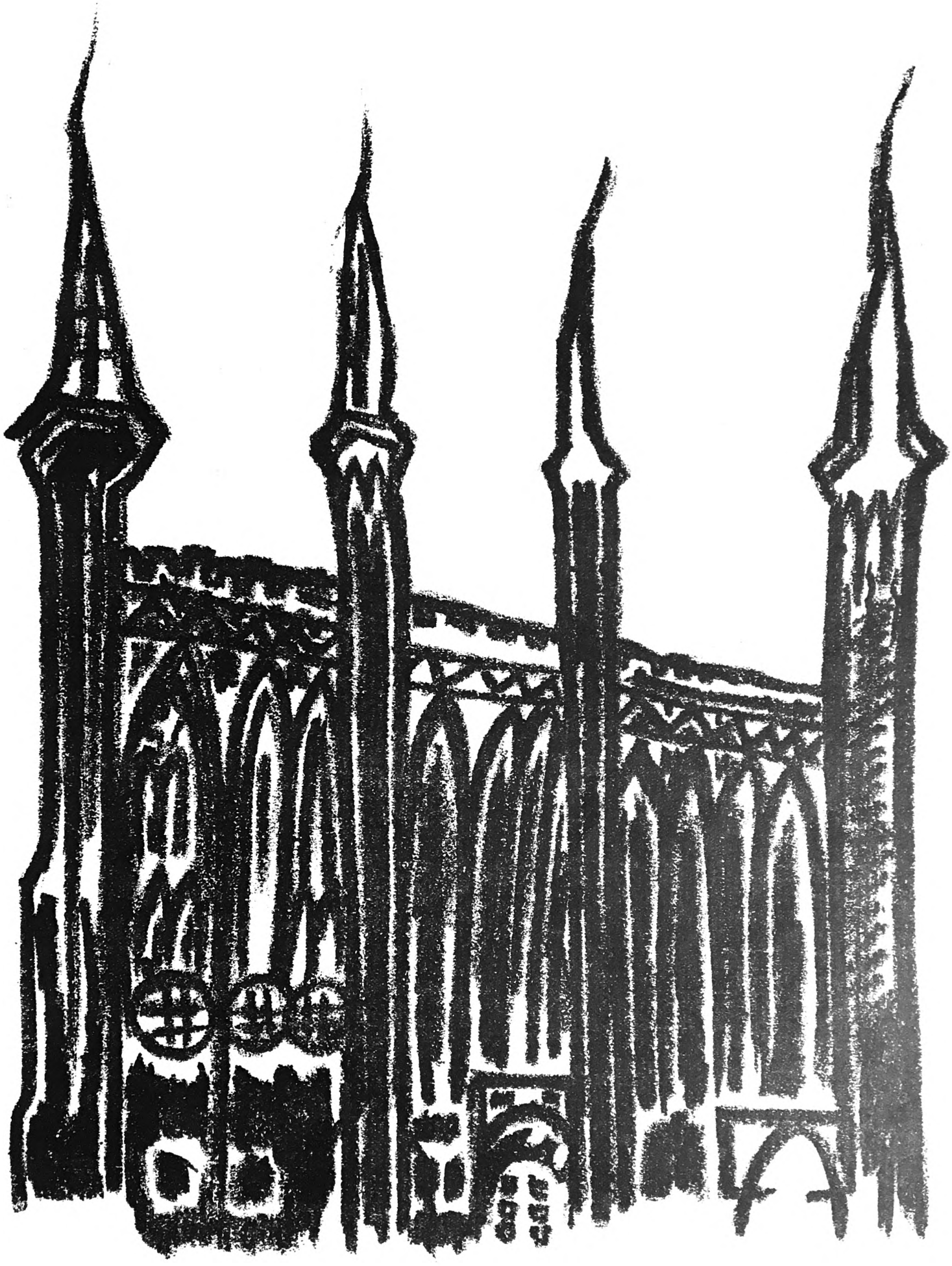
Februar Di. 90.

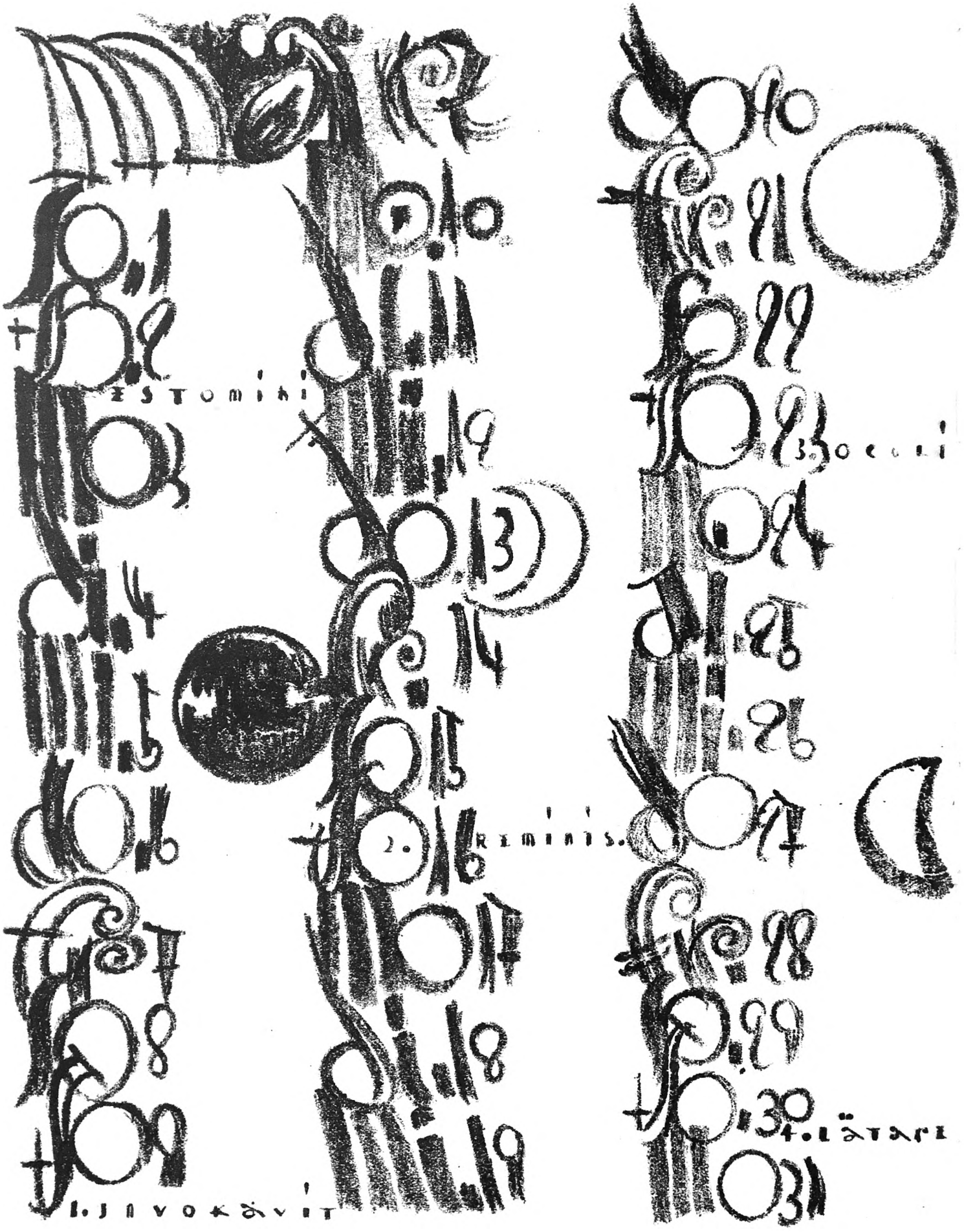
3. n. Epiph.

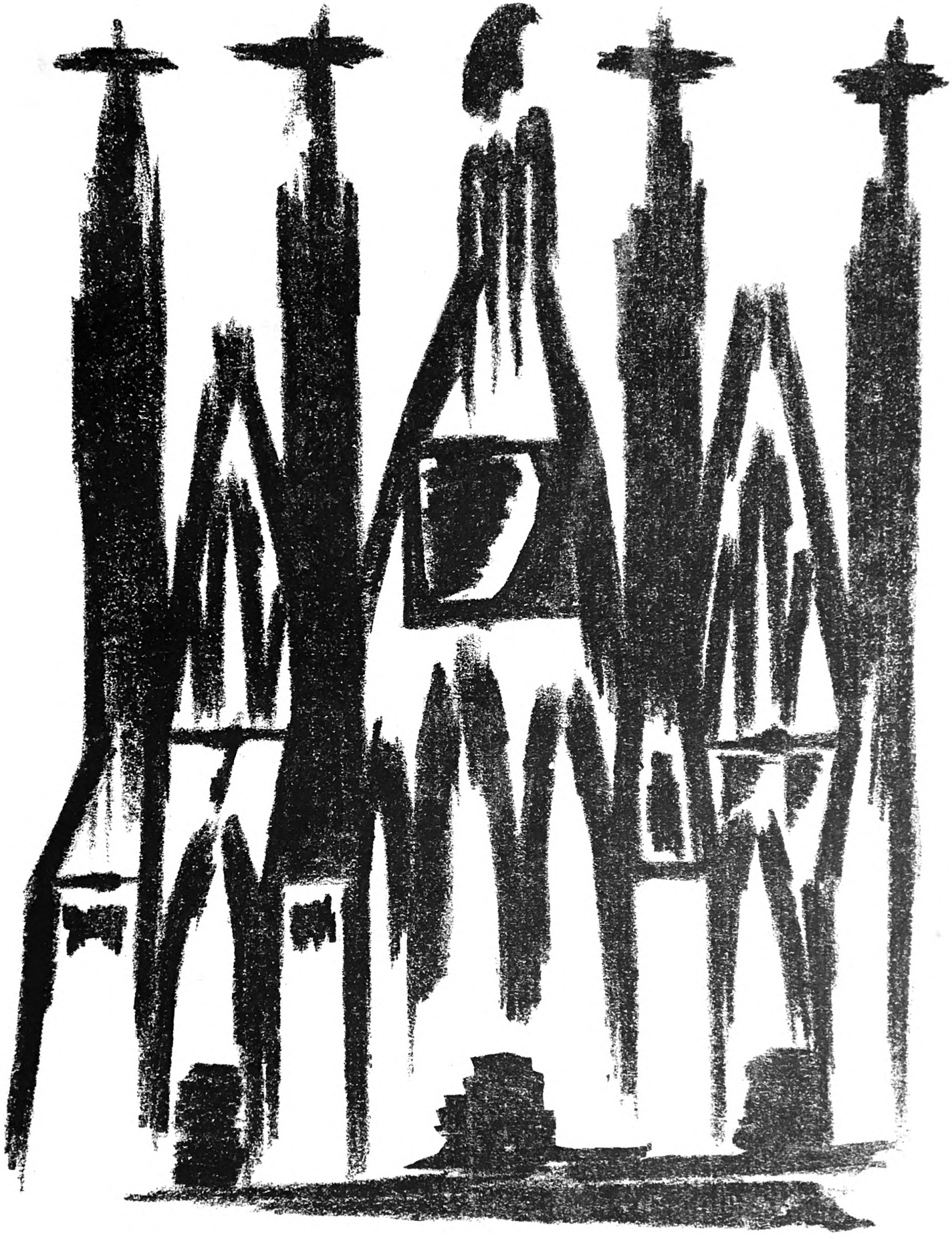
4. n. Epiph.

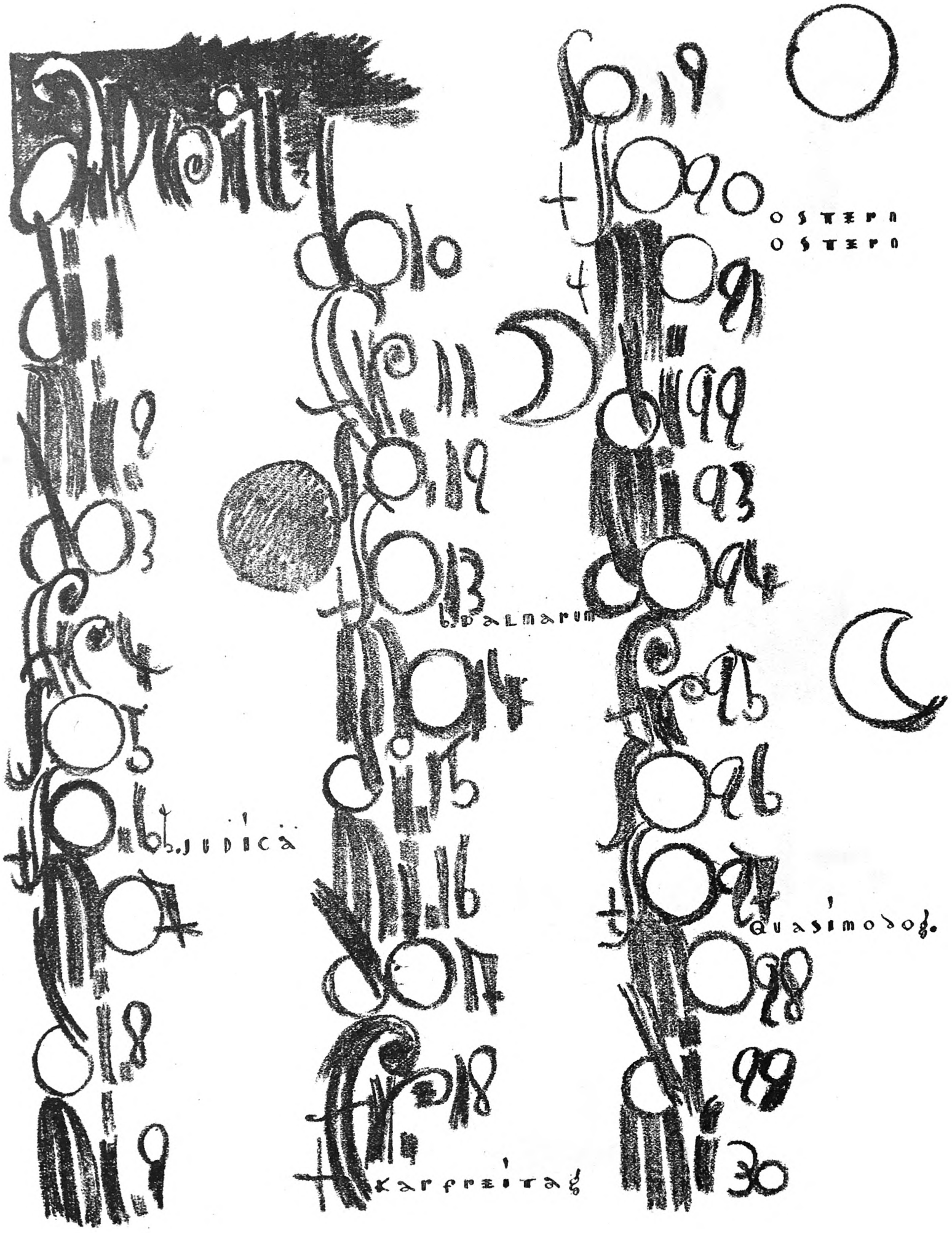
Sexagesima.

Septuagesima

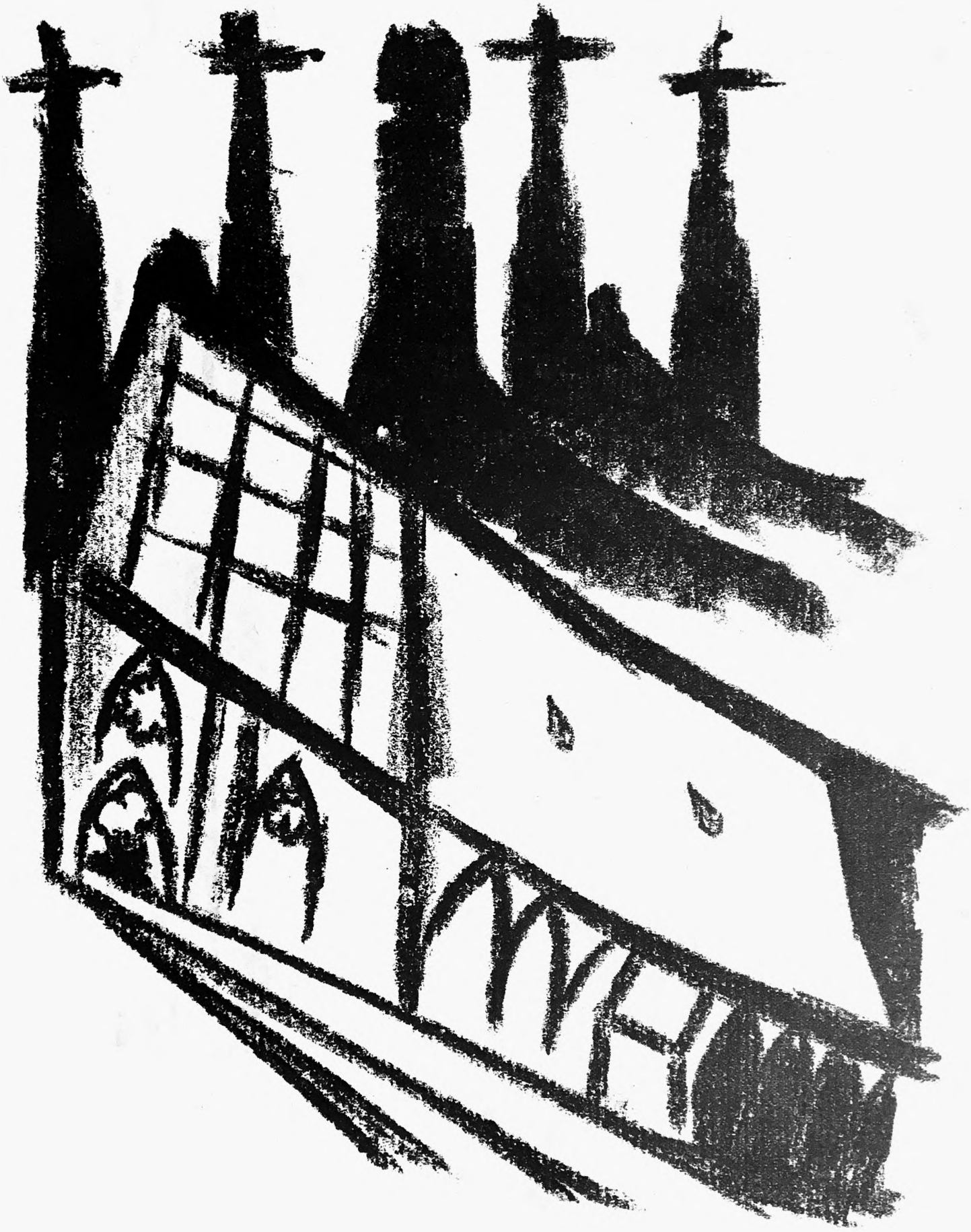


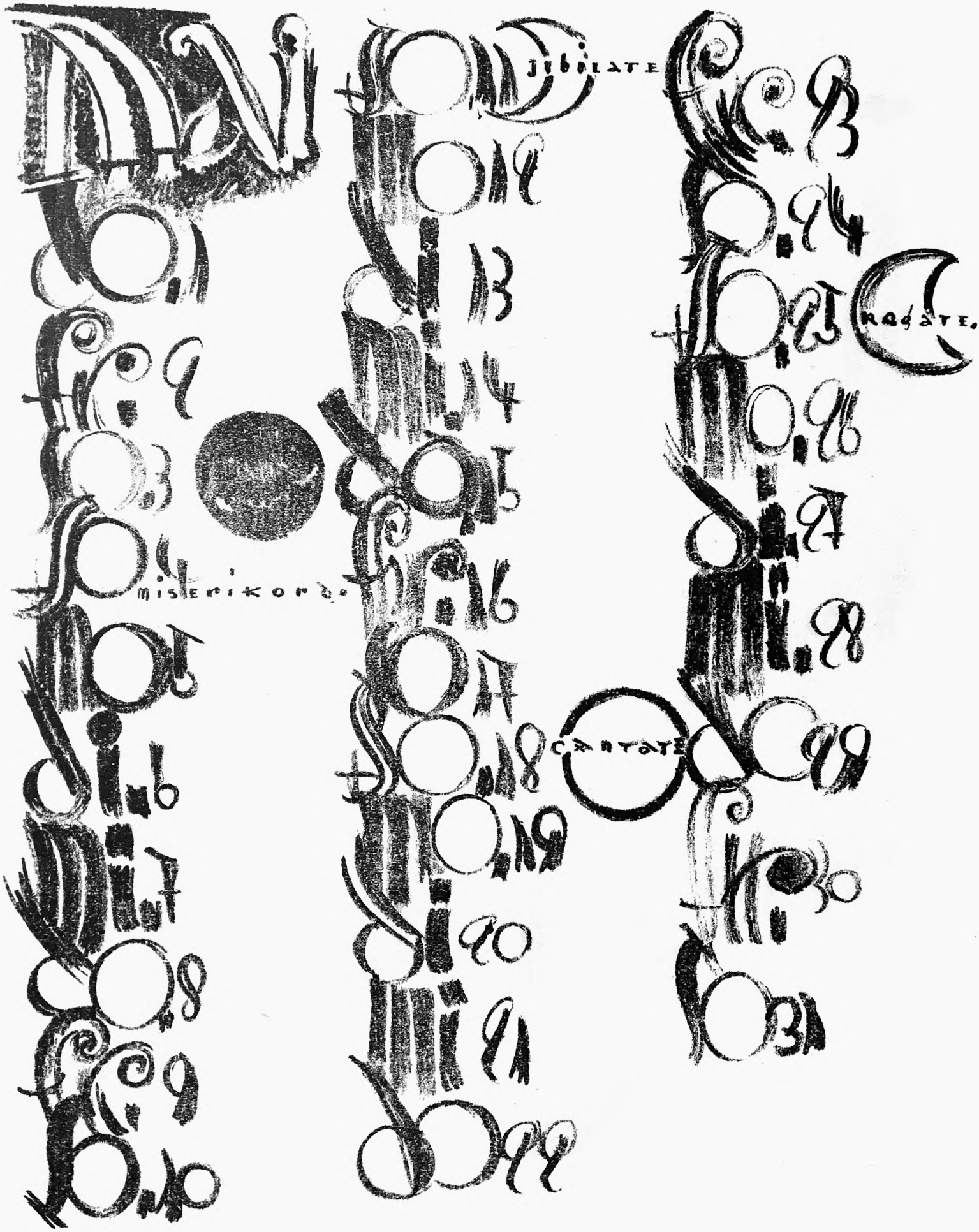

ESTOMINI
3. OCULI
2. REMINIS.
4. LÄTARE
1. INVOKÄVIT

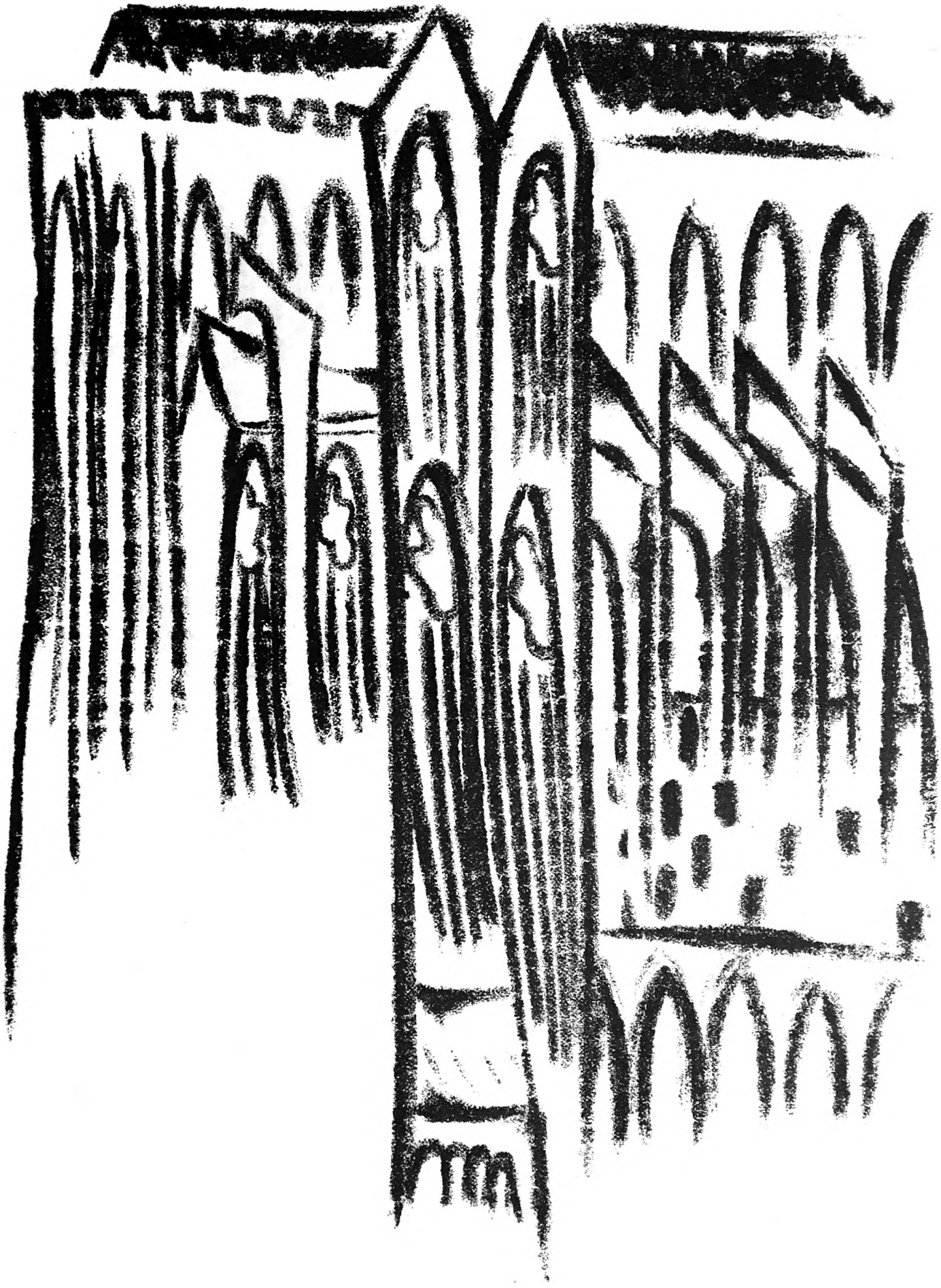


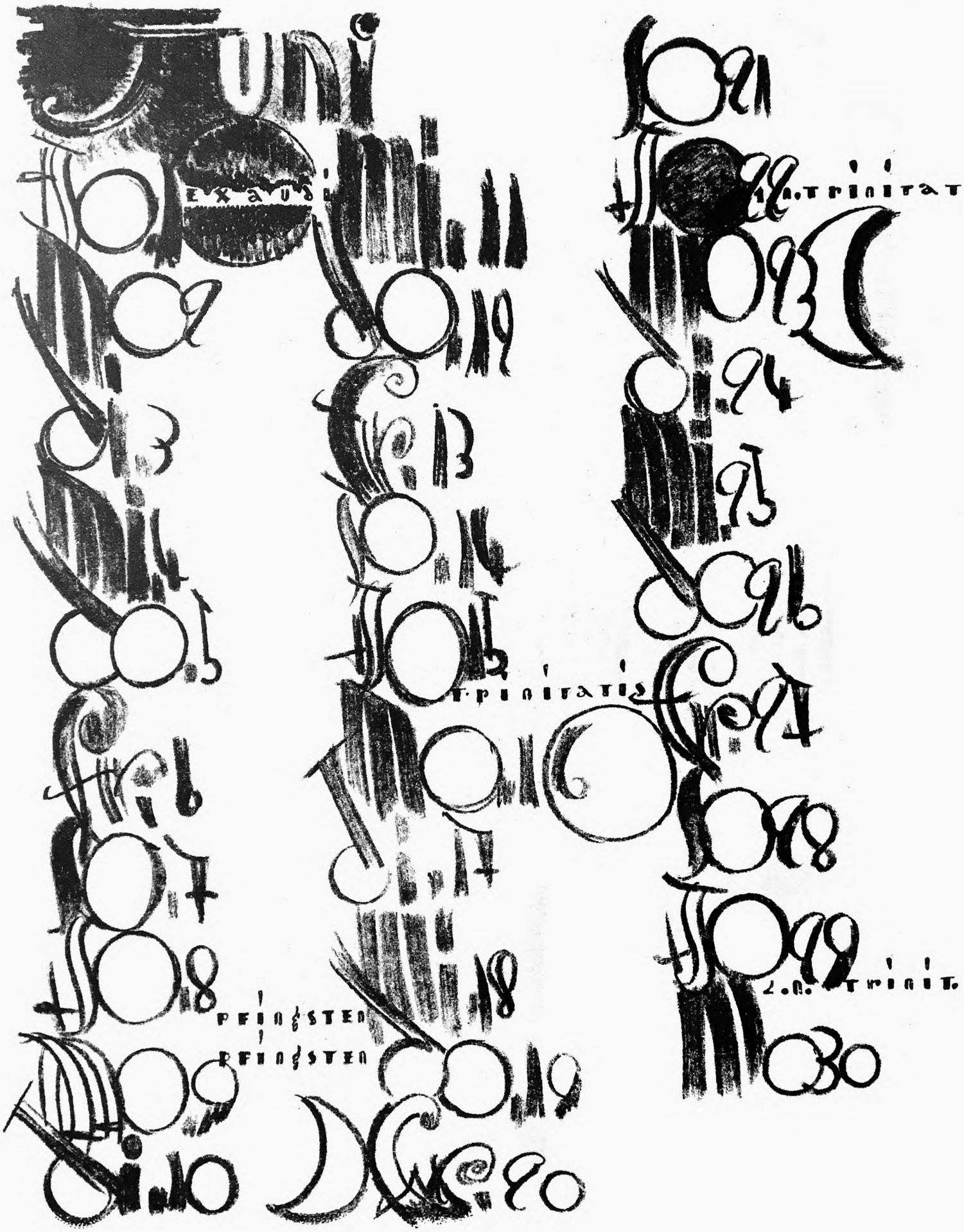


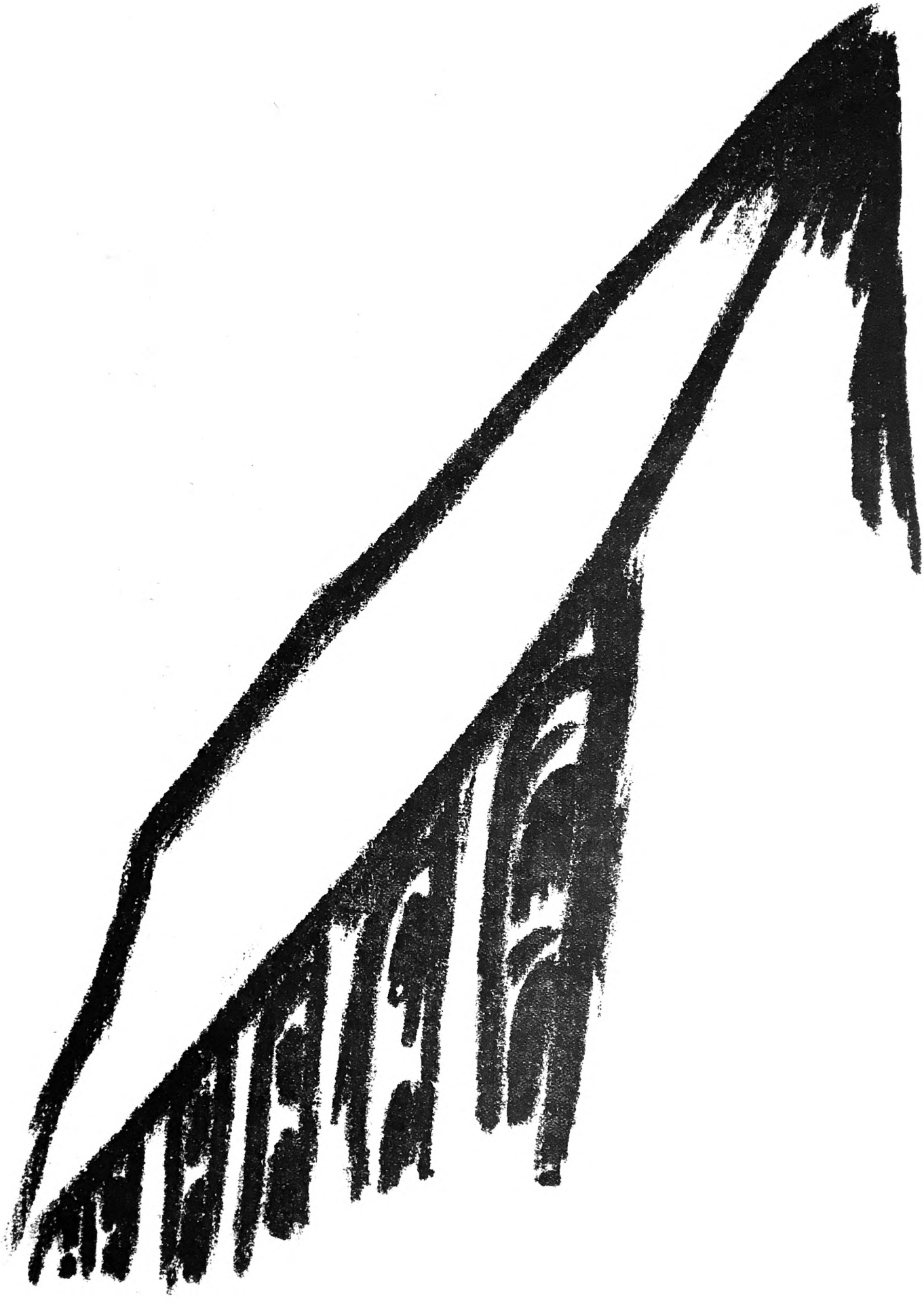
ostern
ostern
b. palmarum
b. judica
quasimodog.
karfreitag

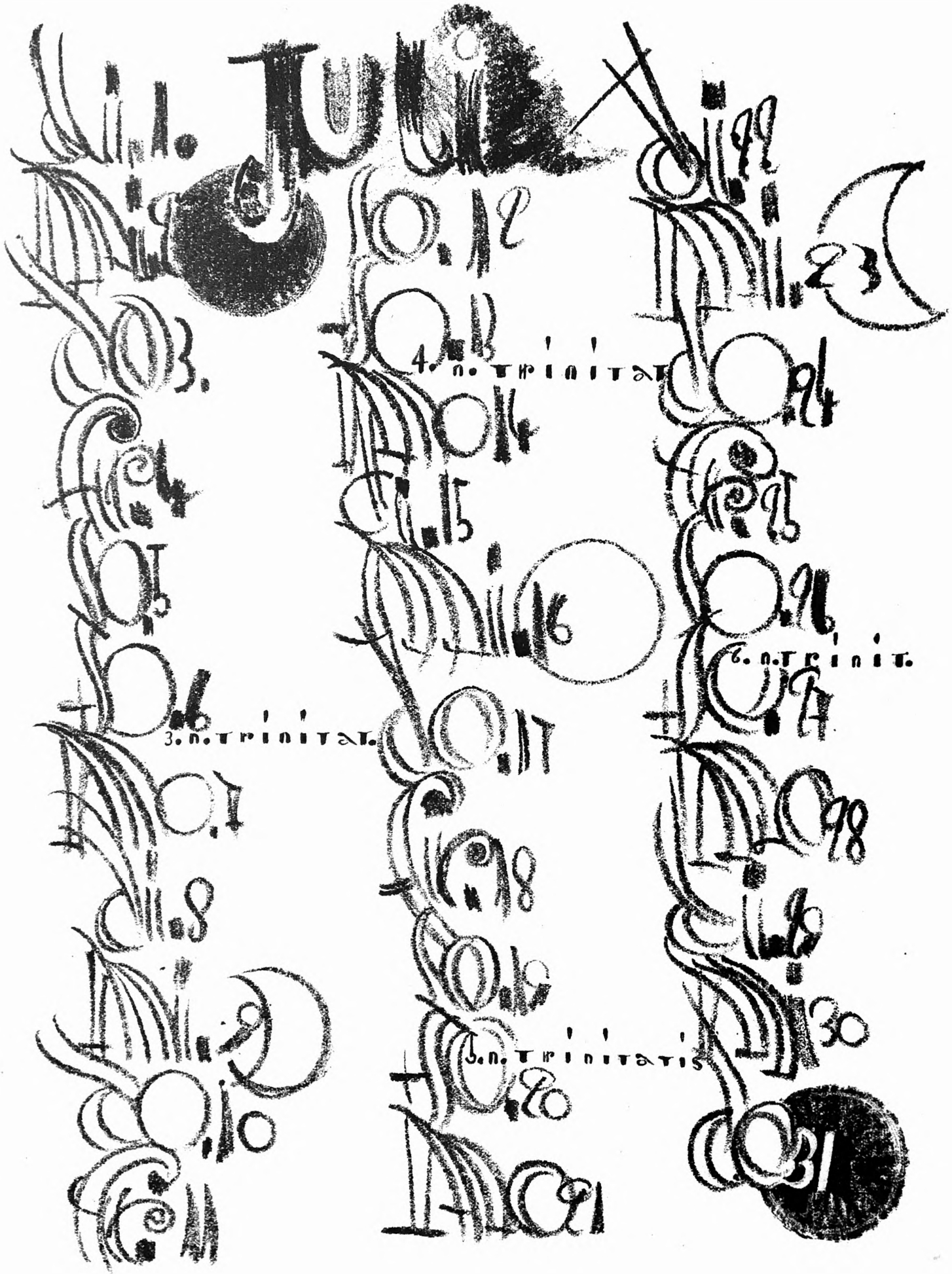


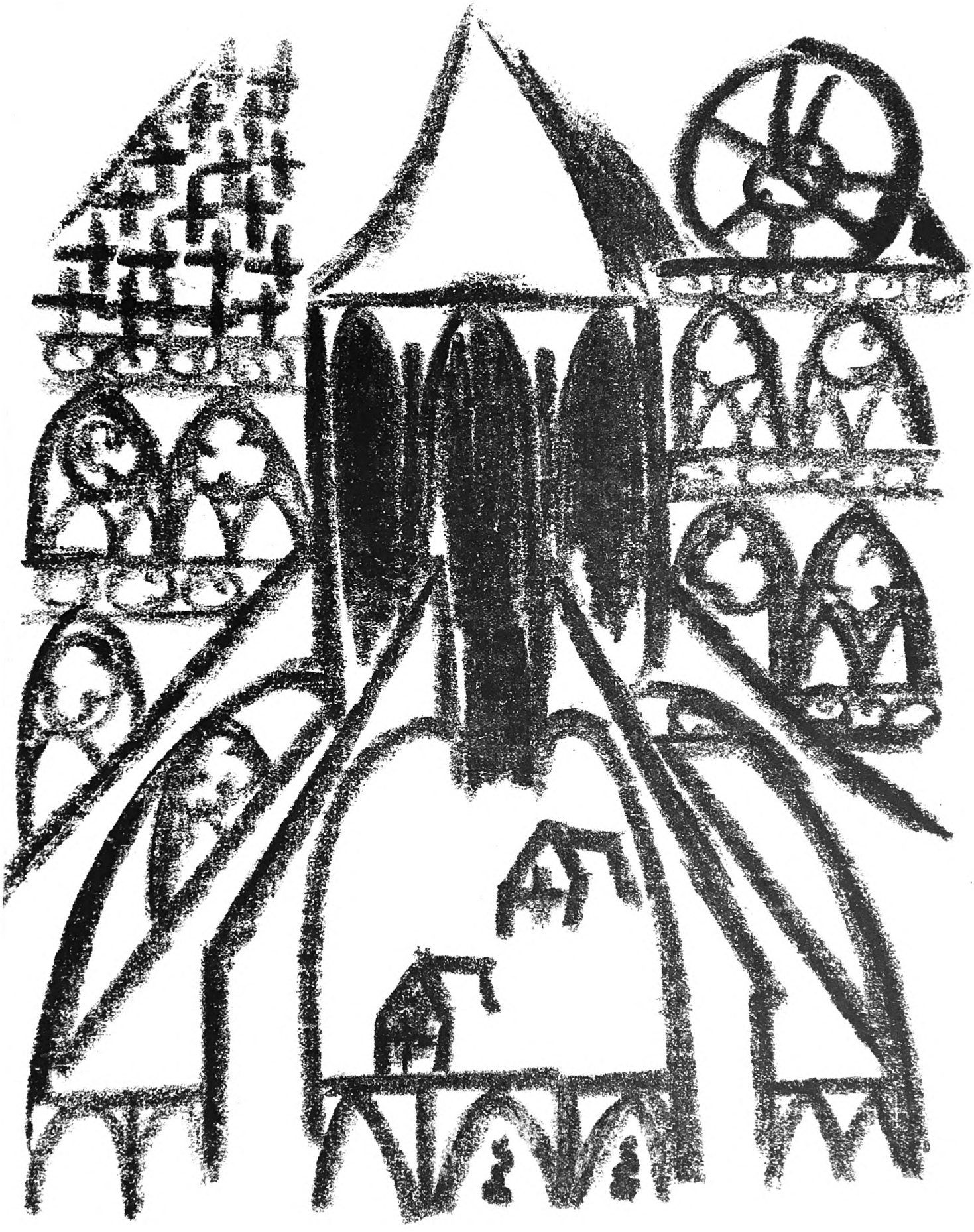

jubilate
misterikorde
cantate
rogate.




Juni
exaudi
trinitatis
pfingsten
pfingsten
trinit.




Julius
1.
2.
3.
3. n. trinitat.
4.
4. n. trinitat.
5.
6.
6. n. trinit.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.



AUGUST

7. N. trinitat.

8. N. trinitatis

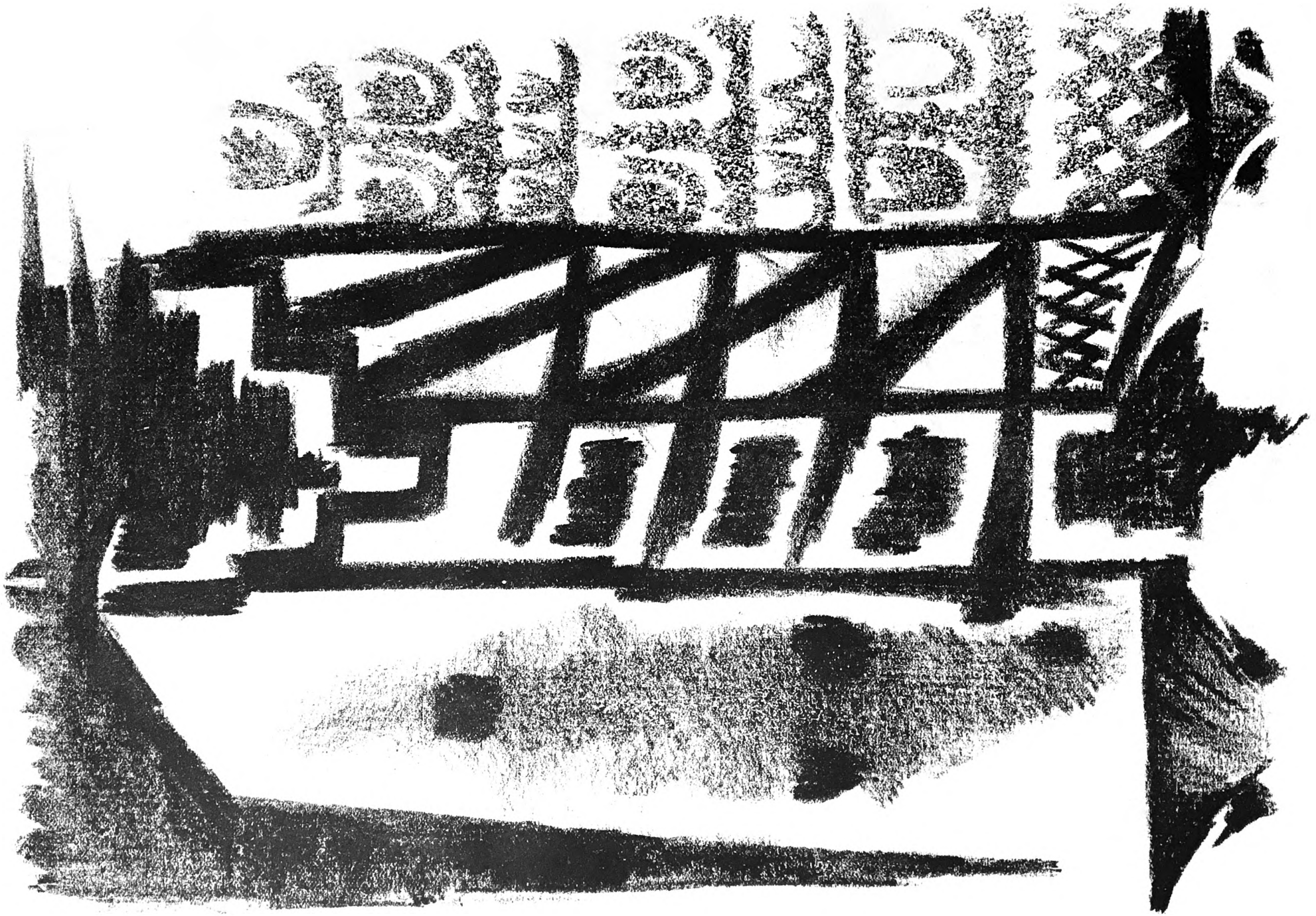
9. N. trinitat.

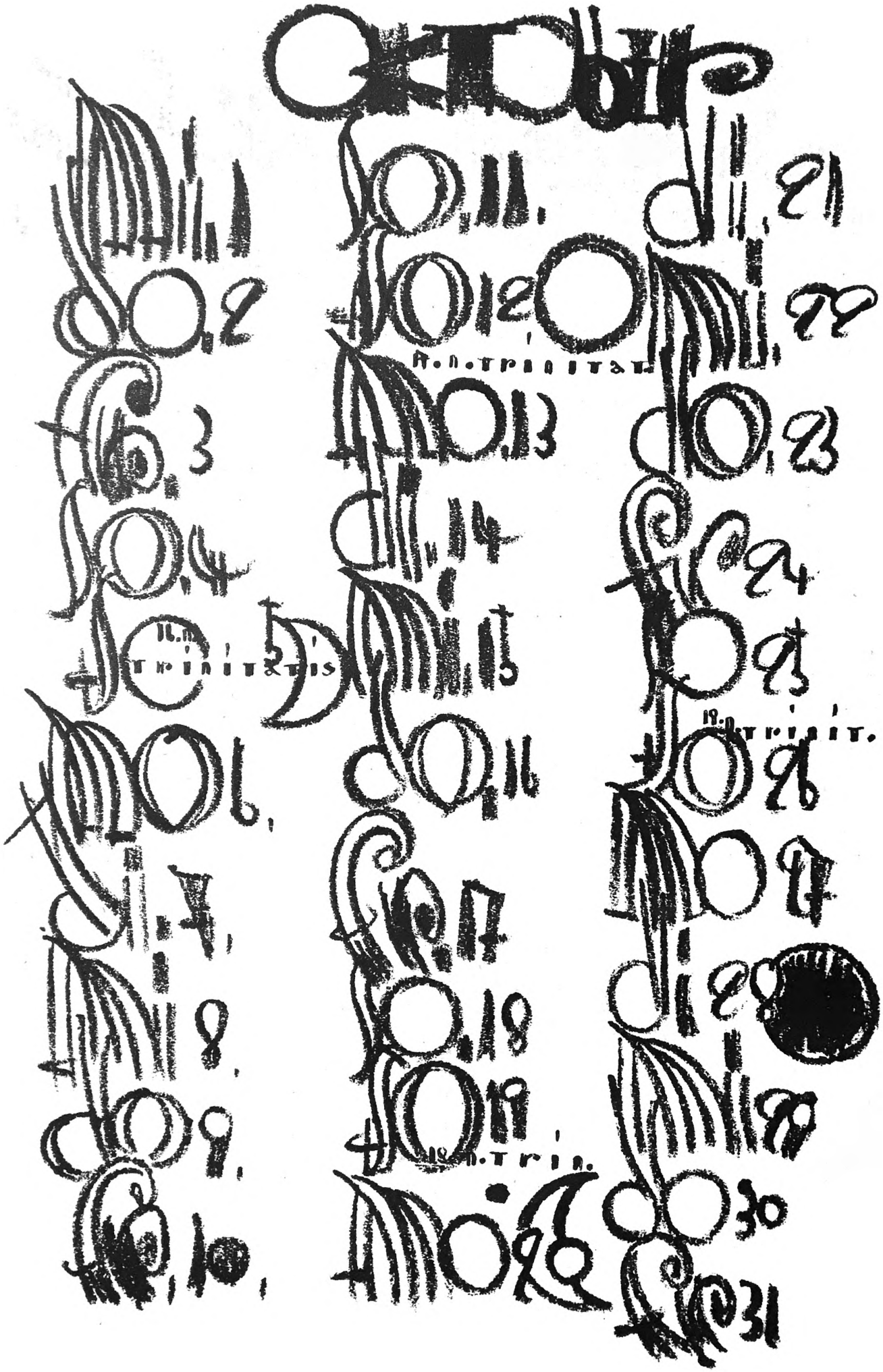
10. N. trinitati

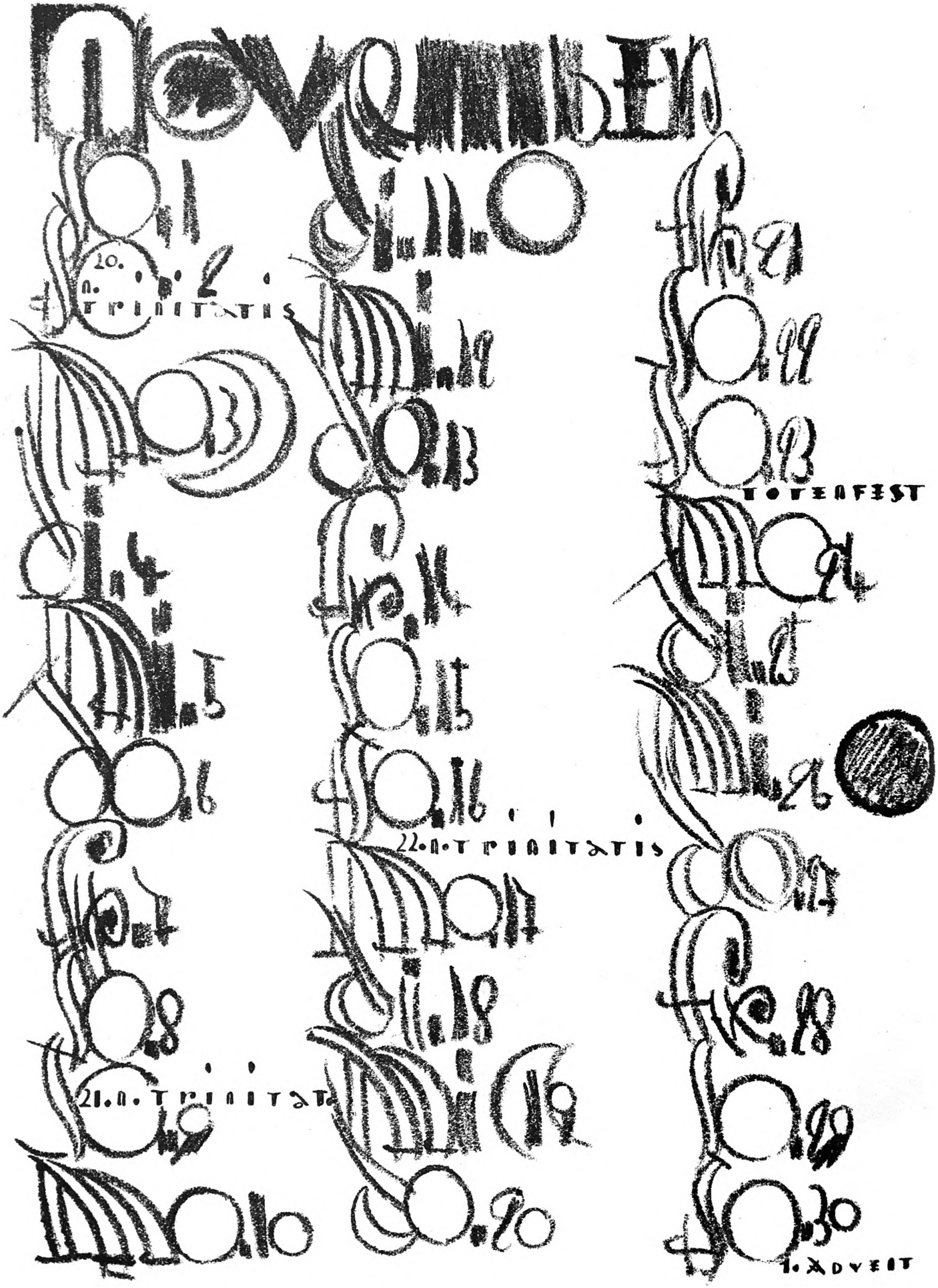
11. N. trinit.

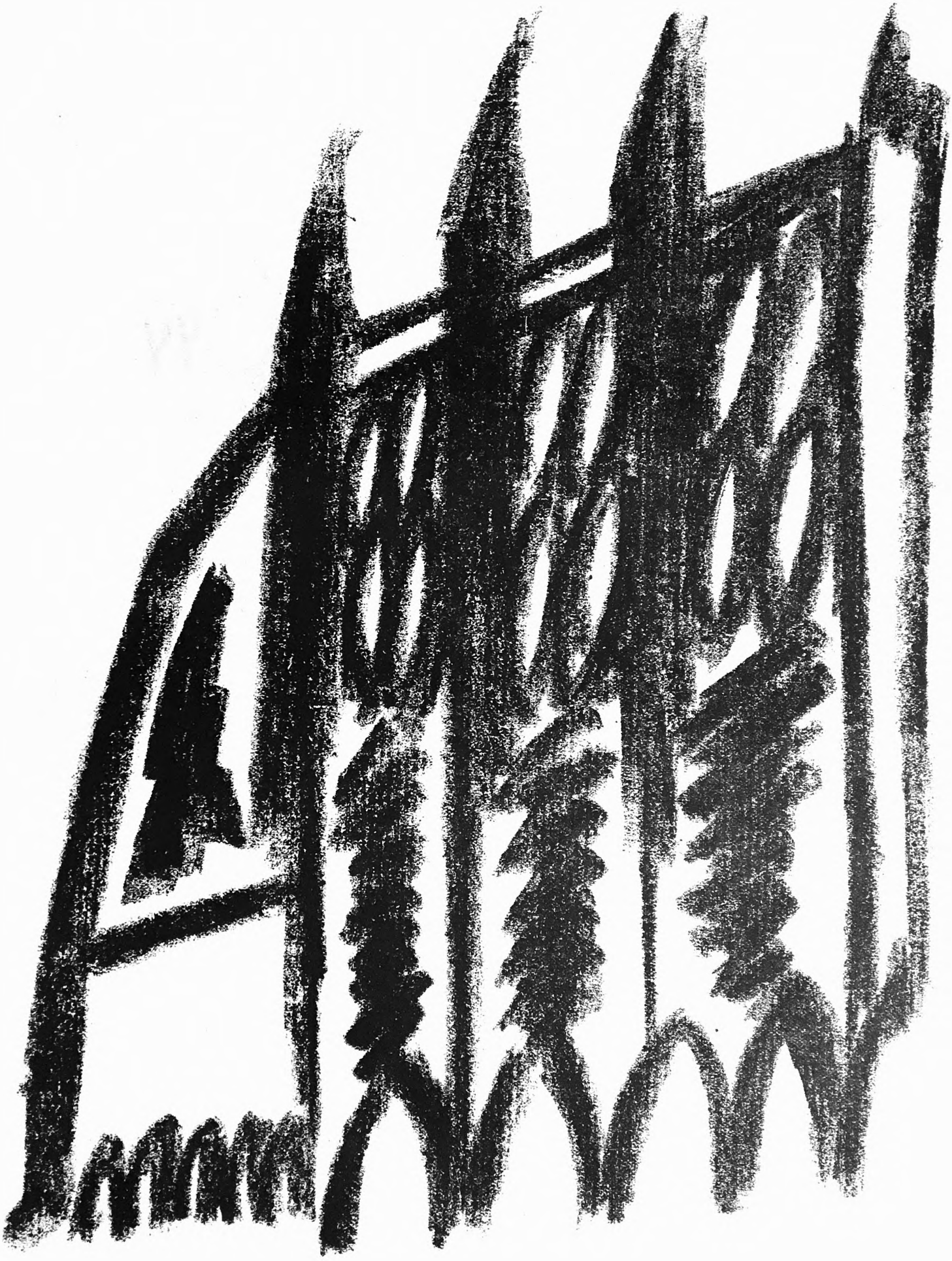
September

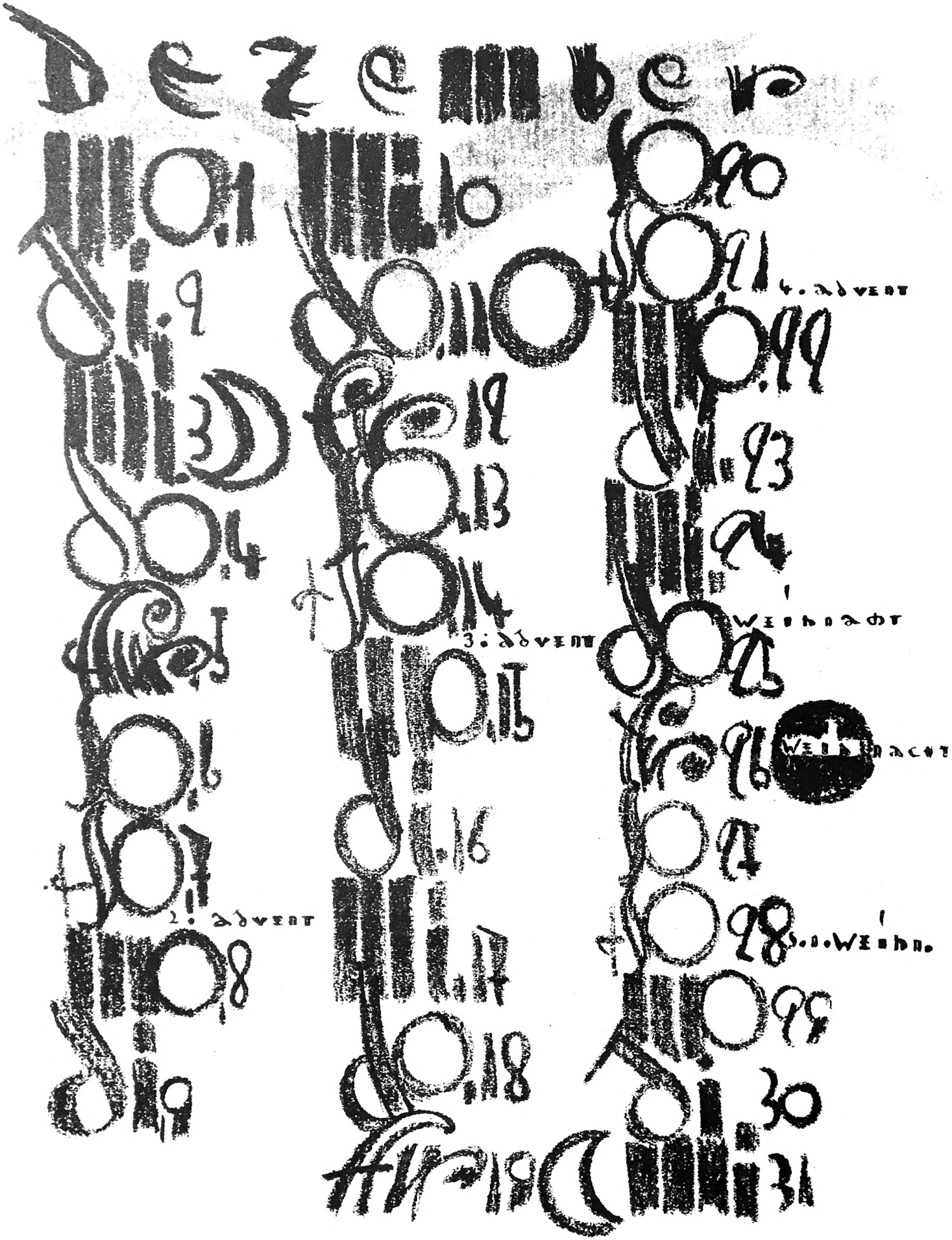
Mo. 1.	Do. 11	Mo. 21 14. n. trinit.
Di. 2.	Fr. 12	Mo. 22
Mi. 3.	Sa. 13	Di. 23
Do. 4.	Mo. 14 13. n. trinit.	Mi. 24
Fr. 5.	Mo. 15	Do. 25
Sa. 6	Di. 16	Fr. 26
Mo. 7. 12. n. trinitat.	Mi. 17	Sa. 27
Mo. 8.	Do. 18	Mo. 28 15. n. trinit.
Di. 9.	Fr. 19	Mo. 29
Mi. 10.	Sa. 20	Di. 30






20. n. trinitatis
21. n. trinitatis
22. n. trinitatis
totenfest
1. advent




Dezember
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
2. Advent
3. Advent
4. Advent
Weihnacht

INHALT.

Mysterium	Abram Enns	Seite 29
Vizelin, der Slavenapostel	Nach Helmolds Slavenchronik	„ 30
Aus „Neue Lese". Gedichte	Julius Havemann	„ 37
Jürgen Wullenweber und Marks Meyer. Een plattdütsch Spill	Franz Fromme	„ 38
Der Städte Krone. Novelle	Julius Havemann	„ 47
Gedichte	Abram Enns	„ 50
Michaelis	Richard Karutz	„ 51
Stimmen	Paul Brockhaus	„ 55
Klönemann. Eine lübische Gespenstergeschichte	Otto Anthes	„ 56
Das Lübecker „Volks- und Erinnerungsfest"	Johannes Warncke	„ 59
Volksfeste der Zukunft	Georg Kleibömer	„ 63
Sursum corda	Jürgen Uhde	„ 64
Lübecker Gotik	Carl Georg Heise	„ 65
Bäume und Menschen. Eine Geschichte	Jürgen Uhde	„ 68
Heimatwinkel	Wilhelm Haase-Lampe	„ 69
Johann Georg Witthauer	Wilhelm Stahl	„ 74
Vier Lieder	Johann Georg Witthauer	„ 76

Mit diesem Jahrgang erscheint der Lübecker Heimatkalender zum sechsten Male, von nun an unter dem Namen „Lübecker Jahrbuch". Umschlag, Titelblatt und Kalendarium (Originallithographien) stammen von Asmus Jessen.

Die früheren Jahrgänge des Lübecker Heimatkalenders sind noch in einigen Exemplaren erhältlich, die Jahrgänge 1919—1922 bei dem Herausgeber Prof. P. Brockhaus, Wakenitzstraße 50, Jahrgang 1923 bei dem Verleger H. G. Rahtgens, Mengstraße 12.

MYSTERIUM.

Das sind die ewigen Gelübde:
des Schöpfers Wort und Tat,
Werk und lebendige Schöpfung
sind Wellenräusche
aus den Tiefen seines Wesens.

Gesetz ist Traum unserer Erkenntnis,
für ihn ist's der Liebe Band,
das er um uns alle
am ersten Tag
mit Großmut und Güte geschlungen.

Er schuf uns
und setzte unendliche Sphären
menschlicher Gedanken,
die gleich Sternen kreisen.
Unter den Sternen sind wir daheim,
die in wunderbarer Gefügtheit,
in unerreichbaren Fernen des Schweifens,
traumhaften Seins,
uns zur Grenze gesetzt sind.

Wir lieben die mütterliche Nacht,
die uns diesen Traum unserer selbst
wie eine Umarmung aus göttlicher Tiefe
offenbart.

Er,
der Unsichtbare, den wir meinen,
schuf uns und unsre Nährerin,
die Erde,
tauchte uns in blaue Tiefen der Luft.
Da ruht unser Blick,
das sinnlich begrenzte Auge,
in den Tiefen der Betrachtung:
wir sind,
wir ruhen im Sein.

Und wir lieben den Tag,
der väterlich wie der Schöpfer selbst
uns aus dem Schweifen ruft
zum Sein,
zur Ruhe des Sinnens,
gewiegt von den Wogen der eigenen Brust.

O menschlichste, nächste Sphäre,
die uns Geschöpfe der Erde eint,
die uns befeindet,
in Wirren mit uns und andren verstrickt,
Band des Geschickes, Band der Liebe,
geliebtes Leben!

Wir lieben dies Leben, das uns trägt,
die irdische Fessel in unserem Fluge,
Band des Geschickes mit allem.
O heilige Grenzen des Lebens!

Unerschütterlich wie die Sterne,
tief wie die Bläue der Luft
sind die Kreise der Gedanken.
Lebend sind wir.
Lebend, noch Gestalten der Erde,
schweifen wir ins Grenzenlose,
hinüber,
ins rätselvolle Geheimnis,
das uns schuf.

Abram Enns.

VIZELIN, DER SLAVENAPOSTEL.

Ein Lebensbild nach Helmolds Slavenchronik.

Vizelins Jugend.

Vizelin war als Sohn einfacher Eltern in Hameln a. d. Weser geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er bei den Domgeistlichen seiner Heimat. Früh verwaist, geriet der Jüngling auf Abwege und in ein leichtsinniges Leben. Als er sein väterliches Erbe durchgebracht hatte, fand er auf der Burg Everstein bei Holzminden ein Obdach, wo sich die Mutter des Burgherrn liebevoll seiner annahm. Darüber neidisch, suchte der Burgkaplan nach einem Anlaß, ihn aus der Burg zu vertreiben. In Gegenwart vieler vornehmer Gäste fragte er den jungen Mann eines Tages nach seinen lateinischen Kenntnissen, und da Vizelin nicht recht über den Inhalt seiner lateinischen Lektüre Auskunft geben konnte, verspottete er ihn. In tiefer Beschämung verließ er, ohne Abschied zu nehmen, die Burg. Der Hohn des Burgkaplans saß wie ein Stachel in seiner Brust, und er beschloß, sich fortan mit Ernst und Eifer seinen Studien zu widmen. Um des Wortes jenes Priesters willen sei ihm die Barmherzigkeit Gottes zuteil geworden, hat er später oft zu seinen Schülern geäußert, wie uns einer von ihnen, der Geschichtsschreiber Helmold, erzählt, der das Leben seines geliebten Lehrers in seine berühmte Slavenchronik eingeflochten hat.

Vizelin trat in die Paderborner Domschule ein, wo er mehrere Jahre der fleißigste und strebsamste Schüler war, so daß er bald die Gefährten überflügelte und in der Leitung der Schule der Helfer seines Lehrers wurde. In seinem religiösen Leben fand er Förderung und Vertiefung durch seinen Oheim Ludolf, der in einem benachbatren Dorfe Pfarrer und ein weit und breit beliebter Beichtiger war. Zum Schutzpatron hatte er sich den heiligen Nikolaus gewählt, dessen Dienst er sich fortan besonders weihte. Als er einmal, um des Heiligen Geburtstag zu feiern, seine Genossen in der Kapelle der heiligen Brigitte versammelt hatte und daselbst die Vesper- und die Frühmesse feierlich abgehalten waren, ließen sich Engelstimmen hören, die ein Preislied auf den heiligen Nikolaus anstimmten. Vizelin freute sich dieses Wunders, und seine Verehrung für den Heiligen wuchs noch mehr.

Von Paderborn erhielt der junge Gelehrte einen Ruf nach Bremen als Leiter der dortigen Domschule. Hier zeigte er sich als ein sehr strenger, aber gerechter Lehrer, der der argen Zuchtlosigkeit, die unter den Schülern eingerissen war, bald Herr wurde. Während die wildesten und unnützesten der Schüler seiner Zuchtrute entliefen, hatten die, welche fester von Charakter, sein Joch aushielten, reichen Gewinn davon, denn sie nahmen zu an Wissen und Klugheit, wie an Würde und Anstand. Sein Lieblingsschüler war Thetmar, ein Jüngling von vortrefflichen Anlagen. Dessen Mutter hatte vor seiner Geburt ein Gesicht gehabt: es war ihr nämlich, als nähme sie ein goldenes, mit Edelsteinen besetztes Kreuz in ihren Schoß auf, ein Hinweis darauf, daß das Kind, welches sie gebären sollte, vom Glanze der Heiligkeit umstrahlt werden würde. Als nun der Sohn geboren war, weihte ihn die Mutter, der himmlischen Weisung wohl eingedenk, dem Dienst des Herrn und der Gottesgelehrtheit.

Auch an seiner eigenen Fortbildung arbeitete Vizelin unermüdlich weiter, und von dem Drang beseelt, tiefer in Philosophie und Theologie einzudringen, erwog er bei sich, nach Frankreich zu gehen, um dort den Unterricht eines jener gefeierten Gottesgelehrten zu genießen, die damals die Christenheit mit dem Ruhme ihrer Gelehrsamkeit erfüllten. Während er mit diesem Plane umging, trat eines Tages Adalbert, der Propst der Hauptkirche, zu ihm und sagte: „Warum verbirgst du deinem Freunde, was du auf dem Herzen hast?“ Als er sich nun dringend entschuldigte, warum er so frage, antwortete dieser: „Ich weiß, daß du nach Frankreich zu reisen beabsichtigst und willst, daß niemand davon etwas wissen soll. So wisse denn, daß Gott dir den Weg weist, denn in der Nacht im Traume glaubte ich vor dem Altare zu stehen und eifrig zu Gott zu beten. Da redete mich das Bild der Mutter Gottes, das auf dem Altar steht, also an: Gehe hin und verkündige dem Manne, der vor der Tür liegt, daß er Freiheit hat zu reisen, wohin er will. Diesem Befehl gehorchte ich, und zur Tür schreitend fand ich dich im Gebete hingestreckt. Das habe ich dir nun überbracht, wie es mir befohlen ist; du aber hörst es und freuest dich. Da du also jetzt die Erlaubnis bekommen hast, so gehe, wohin es dir beliebt.“ Durch solche göttliche Weisung ermutigt, gab Vizelin die Schule auf, jedoch zum großen Leidwesen des Bischofs und der Kirchenoberen, die eines solchen Mannes Dienste nur ungern entbehrten. Mit seinem Freunde Thetmar begab er sich nun nach Laon in Frankreich, wo er nicht nur die Vorlesungen des berühmten Theologen Radolf hörte, sondern auch mit der neuen religiösen Bewegung in Berührung kam, die von Norbert, dem Erneuerer mönchischen Lebens und Begründers des Prämonstratenserordens, ausgegangen war. Mit Eifer ergab er sich hier der strengen asketischen Lebensauffassung Norberts, entsagte dem Fleischgenusse, trug ein härenes Gewand auf bloßem Leibe und war nun entschlossen, sich völlig dem Dienst der Kirche hinzugeben und Priester zu werden. Nach dreijährigem Studium in Laon kehrte er nach Deutschland zurück, folgte aber nicht seinem getreuen Thetmar, der Domherr in Bremen geworden war, obgleich man ihm die gleiche Würde angeboten hatte, sondern begab sich nach Magdeburg, wohin inzwischen Norbert als Bischof berufen worden war, und erhielt von ihm die Priesterweihe.

Da er nun vom heißesten Eifer glühte und darauf gespannt war, wo wohl sein künftiger Wirkungskreis und zu welchem Werke er wohl bestimmt sein möchte, bekam er Kunde von Heinrich, dem Fürsten der Slaven, und vernahm, daß derselbe nach Bezwingung der Barbarenvölker sich willig und geneigt zeige, den Dienst Gottes bei seinen Völkern zu verbreiten. Weil er nun also fühlte, daß er zur Verkündigung des Evangeliums von Gott berufen sei, so ging er zu Adelbero, dem Erzbischof von Hamburg, der sich damals gerade in Bremen aufhielt, um ihn die Meinung seines Herzens zu enthüllen. Dieser freute sich nicht wenig, billigte seinen Entschluß und verlieh ihm ein Sendamt, um an seiner Statt unter dem Volke der Slaven das Heidentum auszurotten.

Vizelins Anfänge als Slavenapostel.

In jenen Tagen gab es keine Kirche und keinen Priester im ganzen Volke der Obotriten und Wagiren außer in der Veste Lubeke, wo Heinrich mit seiner Familie zu wohnen pflegte. Dorthin begab sich nun Vizelin in Begleitung der Priester Rudolf und Ludolf, Domgeistlichen von Hildesheim und Verden, die sich dem gleichen Dienst gewidmet hatten. Sie fanden Heinrich in Lubeke und baten ihn um die Erlaubnis, den Namen des Herrn verkündigen zu dürfen. Dieser schwankte keinen Augenblick, erhob die würdigen Männer in seinem Volke zu hohen Ehren und gab ihnen die Kirche zu Lubeke, damit sie dort einen sicheren Aufenthalt hätten und Gott dienen könnten.

Nachdem das geregelt war, kehrten sie nach Sachsen zurück, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und sich zur slavischen Mission zu rüsten. Aber plötzlich traf große Trauer ihre Herzen, denn es verbreitete sich die Kunde, daß Heinrich aus diesem Leben geschieden sei. So wurde denn für den Augenblick die Verwirklichung ihrer frommen Wünsche verzögert. Heinrichs Söhne nämlich, Sventepolch und Kanut, welche ihm in der Herrschaft folgten, brachten ihr Land durch innere Kriege in solche Verwirrung, daß die ruhigen Zeiten vorüber waren.

Ungefähr um dieselbe Zeit kam Erzbischof Adalbero über die Elbe, um Hamburg und das nordalbingische Land zu besuchen. So gelangte er auch nach der Stadt Meldorf. In seinem Gefolge befand sich auch Vizelin. Da kamen die Bewohner von Faldera (Neumünster) mit der Bitte vor ihn, er möge ihnen einen Priester geben. Der Gau von Faldera aber bildet die Grenze Holsatiens gegen die Slaven. Sofort wandte sich der Bischof zu Vizelin und sprach: „Wenn du dir vorgenommen hast, in Slavien zu arbeiten, so geh mit diesen Leuten da und nimm ihre Kirche. Denn sie liegt an der Grenze beider Länder, und sie kann dir als sicherer und geeigneter Stützpunkt dienen für deine Fahrten ins Slavenland und bei deiner Rückkehr.“ Auf seine Erwiderung, er werde seinem Rat folgen, sagte der Bischof zu den Männern aus Faldera: „Wollt ihr einen klugen und tüchtigen Priester haben?“ Als sie erklärten, das wünschten und darum bäten sie von ganzem Herzen, nahm er den Vizelin bei der Hand und übergab ihn den Falderern als Priester und legte ihnen ans Herz, daß sie würdig für ihn sorgen sollten.

Als aber Vizelin an dem Orte angelangt war, erkannte er mit Schrecken die Öde und Verlassenheit der Gegend und das rohe, ungeschliffene Wesen der Bewohner. Das Land war mit Diesteln und unfruchtbarem Heidekraut bedeckt, und die Leute waren nur dem Namen nach Christen, denn noch herrschte bei ihnen die Verehrung von Hainen und Quellen und sonst noch mancherlei heidnischer Aberglauben. Als er also begann, inmitten eines schlimmen, verirrten Volkes, an einem Orte des Schreckens und in wüster Einsamkeit zu wohnen, empfahl er sich um so inniger dem Schutze Gottes, je mehr er der menschlichen Hilfe entbehren mußte. Der Herr gab ihm aber Gnade in den Augen des Volkes. Sofort nämlich, als er von der Herrlichkeit Gottes, den Freuden der zukünftigen Herrlichkeit und der Auferstehung des Fleisches zu predigen anfing, wurde das rohe Volk von der ihm bisher ganz unbekannten Lehre im Innersten ergriffen. Kaum glaublich ist es, was für eine Menschenmenge in jenen Tagen herbeiströmte, um der Gnade der Buße teilhaftig zu werden. Der Ruf von der Predigt Vizelins aber erklang im ganzen Lande der Nordalbingier, und er begann voll frommen Eifers die umliegenden Kirchen zu besuchen, indem er den Menschen die Botschaft des Heils darbot, die Irrenden zurechtwies, unter den Uneinigen Frieden stiftete, überdies die heiligen Haine vernichtete und alle götzendienerischen Gebräuche abstellte. Als sich der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete, kamen viele, sowohl Geistliche wie Laien, zu ihm, unter ihnen die Priester Ludolf, Eppo, Luthmund und Volkward. Durch heilige Bande und Gelübde untereinander verbunden, beschlossen sie, sich einem ehelosen Leben zu weihen, auszuharren in Beten und Fasten, sich zu üben in Werken der Frömmigkeit, die Kranken zu besuchen, die Bedürftigen zu ernähren und für das eigene wie für das Seelenheil der Nächsten zu sorgen. Vor allem aber beteten sie, für die Bekehrung der Slaven besorgt, zu Gott, daß er ihnen sobald wie möglich das Tor des Glaubens auftun möge. Aber die Erfüllung ihrer Bitten verschob Gott noch längere Zeit.

Die Söhne Heinrichs nämlich führten, wie schon erzählt, Krieg miteinander um die Herrschaft, wodurch die Völker Nordalbingiens in große Unruhe und Nöte gerieten. Schließlich wurde Kanut in Lütgenburg erschlagen, und Zwentepolch war alleiniger Herrscher.

Als nun Vizelin sah, daß sich der Fürst der Slaven gegen die Christen ganz freundlich benahm, begab er sich zu ihm und erneuerte bei ihm sein dem Vater vorgetragenes Gesuch, erlangte auch die Gunst des Fürsten und sandte nach der Stadt Lubeke die Priester Ludolf und Volkward, um für das Seelenheil des Volkes zu sorgen.

Diese wurden von den Kaufleuten, welche sich dort infolge der Redlichkeit und Frömmigkeit des Fürsten Heinrich zu einer nicht unbedeutenden Kolonie zusammengefunden hatten, gütig aufgenommen und wohnten in der Kirche, welche auf einem Hügel, der Stadt gegenüber, jenseits des Flusses lag. Es währte aber nicht lange, da zerstörten die Rugianer, als sie die Stadt ohne Schiffe und unbesetzt fanden, mit der Burg auch die bewohnte Stadt. Die Priester aber entkamen, während die Barbaren durch die eine Tür der Kirche hereinbrachen, durch die andere. Dank einem nahen Walde konnten sie sich retten und flüchteten sich wie in einen Hafen nach Faldera zurück. Nicht lange danach wurde Zwentepolch von einem reichen Holsaten erschlagen. So erlosch das Haus Heinrichs.

Nun machte sich ein Dänenprinz, Kanut Lavard, zum Herrn der Wagiren und Obotriten und nahm das Land von Kaiser Lothar zu Lehen. Er war ein Freund der deutschen Mission und besuchte oft das Land der Wagirer, wo er denn auch in Faldera einkehrte und sich gegen Vizelin und seine Genossen freundlich bezeigte, ihnen auch vieles Schönes verhieß, wenn der Herr seine Unternehmungen im Slavenlande gelingen ließe. Er kam auch nach Lubeke und ließ dort die von Heinrich erbaute Kirche feierlich einweihen unter Beihilfe des Priesters Ludolf und der übrigen Geistlichen aus Faldera, die nach Lubeke entsandt waren. Aber die Hoffnungen, die Vizelin auf seine Hilfe setzte, wurden durch Kanuts plötzlichen Tod bald wieder erschüttert.

Die nun folgenden Herrscher, Pribizlav, Fürst der Wagirer und Polaben, und Niklot, Fürst der Obotriten, waren dem Christentum nicht freundlich gesinnt, zwei reißende wilde Tiere, die den Christen bittere Feindschaft trugen. In jenen Zeiten griffen überhaupt wieder Götzendienst und Aberglaube mancherlei Art im ganzen Slavenlande um sich.

Vizelin Priester in Segeberg.

Damals war Lothar deutscher Kaiser, und ihm wie seiner Gemahlin Rikenza lag die Bekehrung der Slaven sehr am Herzen. Als er sich in jenen Tagen einmal zu Bardowiek aufhielt, erschien Vizelin vor ihm und drang in ihn, die ihm von Gott verliehene Macht zum Heile des Slavenvolkes zu gebrauchen. Ferner legte er ihm dar, daß im wagirischen Lande ein geeigneter Berg vorhanden sei, um auf ihm zum Schutze des Landes eine königliche Burg zu errichten. Der Kaiser schenkte dem klugen Rate des Priesters Gehör und sandte sachkundige Männer hin, um den Berg zu besichtigen, ob er zur Befestigung geeignet wäre. Als diese Vizelins Ansicht bestätigten, kam er über die Elbe ins Land der Slaven an den bezeichneten Ort und befahl dem ganzen Volk der Nordalbinger, zum Bau der Burg herbeizueilen. Aber auch die Fürsten der Slaven, Pribizlav und Niklot, folgten gehorsam dem Ruf des Kaisers und halfen am Bau, wenn auch schweren Herzens, denn sie fühlten, daß sie sich eigentlich ihre eigene Zwingburg errichteten. Und der eine sagte zum andern: „Siehst du diesen festen, hochragenden Bau? Siehe, ich prophezeie dir, diese Burg wird ein Joch für das ganze Land sein. Von hier aus werden sie erst Plön brechen, dann Oldenburg und Lubeke, dann werden sie über die Trave gehen und Ratzeburg und das ganze Land der Polaben erobern. Auch das Land der Obotriten wird sich ihrer Gewalt nicht entziehen können.“ Darauf erwiderte der andere: „Wer hat uns dieses Unglück bereitet und dem Könige diesen Berg verraten?“ — „Siehst du den kleinen Kahlkopf da, der dort beim Könige steht,“ entgegnete der erste Fürst, „der hat das ganze Unglück über uns gebracht.“ Die Burg wurde vollendet, mit einer zahlreichen Mannschaft besetzt und Sigeberg genannt. Damit noch nicht zufrieden, befahl der Kaiser die Gründung einer neuen Kirche am Fuße jenes Berges und bestimmte zur Sicherung des Gottesdienstes sowie des Lebensunterhaltes der dort zu vereinigenden Brüder sechs und mehr Ortschaften, was er dem Brauche gemäß durch Urkunden bekräftigte. Die Verwaltung dieser Kirche aber übertrug er dem Vizelin, damit dieser auch die Errichtung von Wohnungen und die Herbeiziehung von Ansiedlern um so williger betreiben möchte. Dasselbe verfügte er auch in betreff der Lubeker Kirche. Dann befahl er dem Pribizlav bei Verlust seiner Gnade, daß er Vizelin oder seinem Stellvertreter alle Fürsorge erweise. Wie er selbst geäußert hat, faßte er den Vorsatz, das ganze Volk der Slaven dem heiligen Glauben zu unterwerfen und den Diener Christi zu einem großen Bischof zu machen.

Vizelin gewann nun als geschickter Verwalter des ihm anvertrauten Sendamtes geeignete Männer für den Dienst am Evangelium; von denen schickte er die ehrwürdigen Priester Ludolf, Hermann und Bruno nach Lubeke, den Luthemund und anderen befahl er, in Sigeberg zu verweilen. So wurde durch Gottes Barmherzigkeit und die Kraft des Kaisers Lothar eine neue Pflanzung im Slavenlande angelegt.

Aber denen, die sich Gottes Dienst widmen, bleiben Versuchungen nicht erspart. So erfuhren auch die Väter der jungen Kirche schwere Schicksalschläge. Denn der gute Kaiser wurde von einem zu frühen Tode ereilt (1137). Die Nachricht davon brachte alle Gewalten des Reiches in Verwirrung, und die Macht der Sachsen, unter einem so gewaltigen Fürsten hoch berühmt, schien jetzt ganz zusammengebrochen zu sein; und schwer wurde in Slavien die Kirche erschüttert.

Sobald nämlich die Leiche des Kaisers nach Sachsen gebracht und in Luther begraben war, erhoben sich Zwistigkeiten zwischen dem Schwiegersohn des verstorbenen Königs, Heinrich dem Stolzen, und dem Markgrafen Adalbert, die beide um das Herzogtum kämpften. Diese Unruhen benutzte Pribizlav von Lubeke, sammelte einen Haufen Räuber um sich und zerstörte die Siedelung

unter der Burg Sigeberg vollständig und ebenso alle umliegenden Ortschaften, wo Sachsen wohnten. Damals wurden auch das neue Bethaus und das eben erbaute Kloster von Sigeberg niedergebrannt. Volker, ein Klosterbruder von großer Einfalt, wurde mit dem Schwerte durchbohrt. Die übrigen Brüder entkamen und zogen sich in ihre Zufluchtstätte Faldera zurück. Der Priester Ludolf dagegen und die mit ihm in Lubeke waren, wurden von dieser Verfolgung nicht mit hinweggerafft, weil sie in der Burg und unter dem besonderen Schutz des Pribizlav lebten. Gleichwohl lebten sie in einer schwierigen Lage und in Todesgefahr; denn sie hatten teils selbst mit den äußersten Entbehrungen, ja mit täglicher Lebensgefahr zu kämpfen, teils sahen sie, wie man die Christen, die die Räuber hin und wieder einbrachten, in Fesseln warf und mit Martern aller Art peinigte. Bald nachher kam aber ein slavischer Häuptling, namens Race, ein alter Gegner Pribizlavs, mit einer Flotte nach Lubeke, in dem Glauben, er werde diesen dort finden. Er zerstörte die Burg und deren Umgebung (1138), die Priester aber retteten sich durch das Röhricht und erreichten wohlbehalten Faldera. Die Wut der Slaven aber, einmal losgebrochen, beunruhigte auch das Land der Holsaten. Der Gau von Faldera wurde fast zu einer Einöde gemacht, tagtäglich wurden Menschen ermordet und Dörfer geplündert. Unter diesen Qualen und Bedrängnissen ermahnte Vizelin das Volk, auf Gott zu vertrauen und mit Fasten und zerknirschten Herzen Litaneien zu singen, weil Tage des Leidens bevorständen.

Graf von Holstein war damals Adolf, der aber in den Kämpfen, die um das Herzogtum Sachsen damals ausbrachen, sein Land verlor. Erst als der junge Heinrich der Löwe Herzog von Sachsen geworden war, bekam er von diesem seine Grafschaft wieder und dazu Wagrien. Er stellte Ruhe und Ordnung im Lande wieder her, schloß auch mit Niklot und den andern Slavenhäuptlingen Freundschaft. Er besiedelte das Land mit deutschen Bauern, die er nicht nur aus Holstein und Stormarn, sondern auch aus Flandern und Holland, Westfalen und Friesland herbeirief. Er gründete auch auf dem Werder zwischen Trave und Wakenitz, wo einst der Slavenfürst Cruto eine Burg gebaut hatte, deren Reste noch standen, eine neue Stadt, die er Lubeke nannte (1143), da sie nicht weit von dem alten Hafen und der alten Stadt Lubeke entfernt war, die einst der Slavenfürst Heinrich angelegt hatte.

So begannen die Einöden des Wagirenlandes sich wieder zu bevölkern, und die Zahl seiner Einwohner mehrte sich. Auch Vizelin gewann die Gunst Adolfs und er erhielt die Besitzungen wieder, die ihm vormals Kaiser Lothar zur Erbauung eines Klosters und zum Unterhalt der Geistlichen bei der Burg Sigeberg verliehen hatte. Wegen des Marktverkehrs jedoch und des lauten Getriebes auf der Burg hielt man es für zweckmäßig, das Kloster in dem benachbarten Cuzelina, auf deutsch Högersdorf, zu erbauen, und Vizelin schickte den Priester Volkward mit geschickten Männern, die für die Errichtung eines Bethauses und klösterlicher Werkhäuser sorgen sollten. Ferner wurde eine Pfarrkirche für das Kirchspiel am Fuße des Sigeberges erbaut.

Damals verließ Thetmar, einst Vizelins Schüler und Studiengenosse in Frankreich, seine Pfründe in Bremen, und da er diese Welt verachtete und ein Leben in freiwilliger Armut vorzog, trat er in die Gemeinschaft von Faldera ein. Er ward dann mit andern Brüdern in das neue Kloster nach Cuzelina gesandt, wo er den Neuzugewanderten große Seelenstärkung brachte. Auch Vizelin sorgte in seinem Eifer um die ihm anvertraute Kirche dafür, daß an geeigneten Orten Kirchen erbaut wurden, die er von Faldera aus mit Pfarrern und Altargeräten versah. Als nun bald wieder neue Stürme über das Land hinbrausten, als auf die Kunde von einem geplanten Slavenkreuzzug deutscher Fürsten Niklot, um dem zuvorzukommen, mit Heeresmacht plündernd und mordend über Wagrien herfiel und eine große Hungersnot im Lande entstand, da nahmen sich Vizelin und Thetmar des leidenden Volkes an. Von Faldera und Cuzelina aus, das merkwürdigerweise bei dem Überfall verschont geblieben war, versorgten sie die Hungernden. Hierbei erwies sich Thetmar als rechter Gottesmann, indem er den Armen überall liebreich, überall mit vollen Händen spendete. Vor den Toren des Klosters lagen Scharen von Dürftigen, welche aus seiner Hand ein Almosen erwarteten, so daß seine große Freigebigkeit das ganze Stift in Mangel zu stürzen drohte. Darum verschlossen die Vorsteher die Türen der Vorratskammern. Was sollte der Mann Gottes tun? Das Geschrei der Armen konnte er nicht ertragen und hatte doch nichts in Händen, um es ihnen zu geben. Also begann er in seiner Barmherzigkeit um die Scheuern herumzugehen und voll List nach einem Zugang zu spüren, und als er einen ganz versteckten gefunden hatte, da handelte er nach Diebesart und gab den Armen täglich. Es wird aber von zuverlässigen Leuten erzählt, daß die ausgeleerten Getreidekammern durch Gottes Gnade wieder angefüllt wurden.

Vizelin Bischof von Aldenburg.

Als nun Herzog Heinrich mit Niklot Frieden geschlossen hatte, hielt Herr Hartwich, der Erzbischof von Hamburg-Bremen, die Zeit für gekommen, die alten Bischofssitze wieder herzustellen, die einst bei dem großen Slavenaufstande (1066) zerstört worden waren, nämlich den von Aldenburg, von Ratzeburg und von Mecklenburg. 84 Jahre lang waren sie unbesetzt geblieben. Nun berief Hartwich den Vizelin und weihte ihn zum Bischof von Aldenburg, obwohl er schon hochbejahrt war und 23 Jahre im Lande der Holsaten gewirkt hatte. Dabei zog er aber weder Herzog Heinrich noch den Grafen Adolf zu Rate. Daher kam es, daß die Freundschaft, die bisher zwischen

Vizelin und dem Grafen geherrscht hatte, nun zerstört wurde und daß der Graf alle Zehnten, die dem neuen Bischof zukamen, für sich erhob und Vizelin auch nicht den kleinsten Rest übrigließ. Da begab dieser sich zu Herzog Heinrich und bat um seine Vermittlung. Der Herzog empfing ihn mit Achtung und Ehrerbietung, sagte aber zu ihm: „Ihr verdientet, Bischof, daß ich euch weder begrüßte noch empfinge, weil ihr diesen Titel, ohne mich zu fragen, angenommen habt. Denn mir kam die Ernennung zu, denn meine Väter haben durch Gottes Gnade dieses Land mit Schwert und Schild erobert und mir zu erblichem Besitz hinterlassen. Weil ich aber eure Heiligkeit schon längst erprobt habe und auch meine Vorfahren euch von Anfang an treu befanden, so habe ich beschlossen, diese eure Schuld zu vergessen und euch meine ganze Huld zuzuwenden, aber unter einer Bedingung, daß ihr die bischöfliche Einkleidung von meiner Hand entgegennehmen wollt. Sonst kann ich in eurer Angelegenheit nichts tun."

Der Bischof hatte Bedenken, das Verlangen des Herzogs zu erfüllen, denn nach alter Gewohnheit stand es der Kaiserlichen Majestät zu, Bischöfe einzukleiden. Da sagte einer von den Getreuen des Herzogs, Heinrich von Witha, ein einflußreicher und ritterlicher Mann und ein Freund des Bischofs, zu diesem: „Tut, was euch frommt, nahet unserm Herrn und tut ihm den Willen, damit die Kirche im Slavenlande erbaut und der Dienst im Hause Gottes in eurer Hand befestigt werde. Sonst wird eure Mühe vergeblich sein, weil weder der Kaiser noch der Erzbischof eure Sache unterstützen kann, solange mein Herr dagegen ist, denn Gott hat ihm dies ganze Land verliehen. Und was verlangt denn auch mein Herr Großes von euch, das euch etwa nicht erlaubt wäre oder sich für euch nicht ziemte? Es ist vielmehr eine leichte und dabei für euch sehr nützliche Sache, daß mein Herr ein Stäblein empfängt und es in eure Hände gibt zum Zeichen der Einkleidung, und daß ihr in Zukunft ein Freund des Herzogs seid und Ehre habt unter den Heiden, die ihr zu bekehren euch anschickt."

Der Bischof bat um Frist, um über diesen Gegenstand nachdenken zu können. In Frieden entlassen, kam er nach Bardowiek, wo ihn eine tödliche Krankheit ereilte, so daß er dort einige Tage bleiben mußte. Er wurde nämlich von einer Lähmung befallen, an der er bis an sein Lebensende gelitten hat. Als seine Leiden indes etwas gelinder wurden, fuhr er zu Wagen nach Faldera, und es währte lange Zeit, bis er sich wieder seiner kirchlichen Tätigkeit widmen konnte, denn die Last des Alters hatte die Krankheit verschlimmert. Als ihm Gott aber wieder Kräfte verlieh, ging er nach Bremen, um den Erzbischof und die dortigen Geistlichen wegen der Zumutung des Herzogs um Rat zu fragen. Alle erklärten sich einmütig dagegen. Die Einkleidung der Bischöfe sei das Vorrecht der Kaiser, das diese sich von der Kirche mit den größten Opfern durch reiche Schenkungen erkauft hätten. Angesichts dieser reichen Schenkungen hätte sich die Kirche in solche Unterwerfung unter die kaiserliche Macht gefügt, bringe sie ihr doch großen Gewinn sowohl an äußeren Ehren wie an Vermögen, und könne sie nun, wo sie sich vor dem Einen gebeugt, über viele herrschen. Denn wo sei ein Herzog oder Markgraf, wo irgendein Fürst im Reiche, er sei so groß wie er wolle, der sich nicht danach dränge, Lehnsträger der Kirche zu werden und an den von ihr verliehenen Gütern teilzuhaben? Vizelin solle doch diese Ehre der Kirche nicht mindern und durch seine Huldigung nicht die zu Fürstenknechten machen, die bisher Herren der Kirche seien. Möchten die Fürsten ihm doch ruhig die Zehnten vorenthalten oder ihm gar den Zutritt zu seinem Sprengel verwehren, diese Last würde zu tragen sein. Er hätte ja noch das Haus zu Faldera, wo er unterdes sicher verweilen und in Ruhe Gottes rettender Hand entgegensehen könne. Durch solche Reden ließ Vizelin sich bestimmen, des Herzogs Wunsch nicht zu erfüllen. Der jungen Pflanzung erwuchs jedoch mancher Nachteil aus dieser Weigerung. Denn so oft Vizelin den Herzog in Angelegenheiten seines Bistums anging, antwortete dieser jedesmal, er sei zu allem, was der Nutzen der Kirche erfordere, bereit, sobald ihm zuvor die schuldige Ehre erwiesen sei, sonst aber würde man vergebens gegen den Strom anschwimmen.

So bereit nun Vizelin selbst war, dem Herzog den Willen zu tun, so ließen es doch der Erzbischof und die Bremer Geistlichen nicht zu, denn diese selbst, bei dem Reichtum ihrer mächtig gewordenen Kirche im Überfluß schwimmend, wollten ihrer Ehre keinen Abbruch tun lassen und kümmerten sich weniger um den Ertrag als um die Zahl der ihnen unterstellten Bistümer. Ja, auch die Besitzungen der Kirche in Faldera wurden Vizelin durch den Erzbischof verkürzt und auseinandergerissen, so daß er nicht einmal an dieser ihm zugewiesenen Ruhestätte ungekränkt verweilen konnte. So geriet dieser Mann mit seinem großen Namen, früher im vollen Besitz seiner Freiheit und von keinem abhängig, seitdem er den Bischofstitel erhalten hatte, in große Bedrängnis und Dürftigkeit, so daß er das Werk der Heidenmission nicht mit Erfolg betreiben konnte.

Er tat jedoch, was die Verhältnisse ihm erlaubten, er besuchte die Kirchen seines Sprengels, ermahnte die Gemeinden und reichte ihnen die geistlichen Gaben seines Amtes dar, obgleich er selbst von ihnen die irdischen Gaben nicht erntete, denn der Graf erhob die ihm zukommenden Zehnten. Damals wurde von ihm auch ein Bethaus in Cuzelina (Högersdorf) eingeweiht, ebenso eine Kirche zu Bornhöved. Auch kam er in die neugegründete Stadt Lubeke, erbaute die Bewohner derselben und weihte dort Gott dem Herrn einen Altar. Von da weiterreisend, besuchte er Aldenburg, wo einst der Bischof seinen Sitz gehabt hatte, und wurde von den barbarischen Bewohnern jenes Landes empfangen, deren Gott Prove war. Ihnen begann er den Weg der Wahrheit zu zeigen,

welcher ist Christus, und ermahnte sie, ihre Götzenbilder zu verlassen und sich taufen zu lassen. Aber er hatte nur geringen Erfolg. Er gab den Holzhauern daselbst Geld, um ein Heiligtum zu errichten; der Bau ward angelegt neben dem Walle der alten Stadt, wo alles Volk am Sonntage zum Markt zusammenzukommen pflegte.

Schließlich fügte sich Vizelin dem Willen des Herzogs. Er ging nämlich zu ihm nach Lüneburg, und als der Herzog auf seine erneute Bitte um Beförderung seines Bistums antwortete, er werde tun, worum er bäte, wenn er ihm zu Willen sei, sagte der Bischof: „Ich bin um dessen willen, der sich für uns erniedrigt hat, bereit, mich einem von euren Hörigen zu eigen zu geben, wieviel mehr euch, den der Herr durch Geburt und Macht so hoch unter den Fürsten erhoben hat.“ Mit diesen Worten tat er, was die Notwendigkeit gebot und nahm aus der Hand des Herzogs mit dem Stab das Bistum. Milderen Sinnes sagte nun der Herzog: „Da wir euch unserm Willen gehorsam sehen, ziemt es sich, daß wir eurer Heiligkeit gebührende Ehrfurcht erweisen und uns eurer Bitte künftig mit mehr Gewogenheit annehmen. Darum geben wir euch vorläufig das Dorf Bosau, um das ihr gebeten habt, mit dem zugehörigen Dulzaniza, damit ihr euch mitten in unserm Lande ein Haus bauen und unsere Rückkehr von dem bevorstehenden Heereszug erwarten könnt. Dann werden wir, so Gott will, uns eingehender mit der Ordnung eurer Angelegenheiten beschäftigen.“ Dann bat er den Grafen Adolf, dieser Schenkung seine Zustimmung zu geben. Da antwortete ihm der Graf: „Da mein Herr jetzt zur Güte geneigt ist, so ziemt es uns, seine Absichten zu teilen und nach unserm Vermögen zu fördern. Das Besitztum also, das mein Herr, der Herzog, dem Bischof verliehen hat, verleihe auch ich ihm. Überdies entsage ich der Hälfte der Zehnten zugunsten des Bischofs.“

Herzog Heinrich übertrug nun dem Grafen Adolf für die Zeit seiner Abwesenheit die Obhut über das Land der Slaven und Nordalbinger, und Adolf versah sein Land nach innen und außen mit Geschick und Erfolg. Besondere Gunst erwarb er sich bei Niklot, dem Obotritenfürsten, dem er bei der Unterwerfung feindlicher Slavenstämme half. Die beiden kamen nun öfter in Lubeke oder Travemünde zusammen und besprachen sich über das Wohl ihrer Länder. So herrschte Friede im Lande der Wagirer, und die junge Pflanzung der Kirche nahm durch Gottes Gnade immer mehr zu. Auch der Handel zu Lubeke wurde von Tag zu Tag blühender, und die Schiffe der dort weilenden Kaufleute mehrten sich. Bischof Vizelin aber schlug auf der Bosau genannten Insel seinen Sitz auf und wohnte zuerst unter einer Buche, bis man Hütten erbaut hatte, in denen man leben konnte. Dort begann er auch eine Kirche zu errichten im Namen des Herrn, dem Apostelfürsten, dem heiligen Petrus, zum Gedächtnis. Die Haus- und Ackergeräte verschaffte er sich aus Cuzelina und Faldera. Sehr schwach aber waren noch die Anfänge des Bistums, weil Graf Adolf, sonst der trefflichste Mann, allein gegen den Bischof sich wenig günstig erwies.

Im Jahre darauf kam noch einmal die Frage der bischöflichen Einkleidung zwischen Hartwich und Vizelin zur Sprache. Das geschah auf dem Hoftage, den der junge Kaiser Friedrich Rotbart in Merseburg abhielt und auf dem auch die beiden Bischöfe erschienen waren. Hier versuchte der Erzbischof Vizelin zu bewegen, die Einkleidung zum Bischof noch einmal von dem neuen König zu erbitten, wobei er aber weniger den Nutzen der Kirche als eine Kränkung des verhaßten Herzogs im Auge hatte.

Vizelin willigte jedoch nicht ein, da er voraussah, daß der Herzog dann in unversöhnlichem Grimme entbrennen würde. Denn in Nordalbingien galt allein des Herzogs Hoheit.

Als dann Vizelin in seinen Sprengel zurückkehrte, erfuhr er zu seinem größten Schmerze den Tod seines Schülers und Freundes Thetmar. Noch auf seinem Totenbette hatte dieser seines heißgeliebten Vaters Vizelin gedacht, den Herrn auf das innigste gebeten, denselben auf seinen Wegen zu leiten, und dankbaren Herzens erklärt, derselbe habe ihm den Weg des Heils und die Aussicht auf das Reich Gottes eröffnet. Zehn Jahre hatte er im Kloster zu Cuzelina in reichem Segen gewirkt, ein Freund der Armen, die in großen Scharen seiner Leiche folgten und laut wehklagten und jammerten, daß er sie verlassen habe. Aber auch Graf Adolf hegte Scheu und Ehrfurcht vor ihm, weil er ihn nicht schonte, wenn er sich versündigt hatte. An dem hartherzigen Verhalten Adolfs gegen den Bischof freilich, vermochte er, wie eifrig er es auch zu mildern bemüht war, nichts zu ändern. Indes tat der Graf auf sein Wort manches, da er wußte, daß er ein gerechter und heiliger Mann war.

Vizelins Krankheit und Tod.

Für Vizelin war der Tod Thetmars um so schmerzlicher, als er in ihm seinen ältesten, vertrautesten Freund verloren hatte, mit dem er alles, was seine Seele bedrückte, zu besprechen pflegte. Und schwerer Kummer suchte ihn gerade in seinen letzten Lebensjahren heim. Besonders schmerzte ihn die Feindschaft zwischen dem Erzbischofe und dem Herzog, denen beiden doch das Wohl des Landes anvertraut war und die nun, in Neid und Haß gegeneinander entbrannt, den Fortgang seines Missionswerkes hinderten. In dem Hader darüber, wem von ihnen das Land gehöre oder wer das Recht habe, Bischöfe einzusetzen, wollte keiner dem andern weichen, und auch Graf Adolf, so trefflich er einst auch war, hatte für die bischöflichen Angelegenheiten keinen rechten Sinn. So ward Vizelin alltäglich von Kummer heimgesucht, und den Tröster, den er brauchte, fand er nicht mehr.

Nach seiner Rückkehr vom Hoftage in Merseburg begab er sich nach Bosau, wo er ein Haus und eine Kirche zu bauen angefangen hatte, und verkündete den dort Versammelten das Wort des Heils. Schon begannen nämlich die umliegenden Ortschaften allmählich von Christen bewohnt zu werden. Er verkündete den Neueingewanderten, daß der Dienst des wahren Gottes sich im Slavenlande in kurzem bedeutend heben werde, sie möchten nur nicht den Mut verlieren, sondern in der Hoffnung auf bessere Zeiten Geduld und Ausdauer beweisen. Dann sagte er den Brüdern in Bosau Lebewohl, segnete sie und kehrte nach Faldera zurück.

Hier aber ward er nach sieben Tagen von Gottes Zuchtrute getroffen, er ward nämlich so von Lähmung heimgesucht, daß eine Hand und ein Fuß und die ganze rechte Seite ihm erstarrten, und er auch des Gebrauches der Zunge beraubt wurde. Dieser Anblick erschütterte alle, die den Mann, der vordem ein unvergleichlicher Redner, ein so großer Lehrer gewesen war, nun zu jeder Tätigkeit unfähig sahen. Besonders bekümmert waren seine alten Genossen, die mit ihm zuerst in das Land gekommen waren und mit ihm all die Jahre des Tages Last und Hitze getragen hatten. Manche lästerten aber und meinten, Gott habe ihn verlassen, und dachten nicht an die Schrift, welche sagt: „Selig ist der Mensch, welchen Gott straft." Dem Kranken wurde ärztliche Hilfe zuteil, jedoch ohne Erfolg, da Gott Besseres und Heilsameres mit ihm im Sinne hatte. Zweiundeinhalb Jahre dauerte sein Schmerzenslager, und er konnte weder sitzen noch liegen. Gepflegt aber wurde er mit liebevoller Sorgfalt von den Brüdern, welche ihm reichten, wessen der Körper bedurfte, und ihn in die Kirche trugen. Denn nie wollte er bei der Messe oder dem heiligen Abendmahl fehlen, außer wenn die zu heftig werdende Krankheit es ihm verwehrte. Mit so schmerzlichem Seufzen, so inniger Herzensklage rief er den Herrn an, daß, die es sahen, sich der Tränen kaum enthalten konnten. Das Kloster in Faldera verwaltete währenddessen der ehrwürdige Eppo, das Kloster in Cuzelina aber und die Kirchen im Wagirenlande leitete Ludolf, derselbe, der einst in Lubeke um des Evangeliums willen viele Mühen ausgestanden hatte.

Am 12. Dezember im Jahre 1154 der Fleischwerdung des Wortes starb Vizelin. Er hatte fünf Jahre und neun Wochen auf dem bischöflichen Stuhle gesessen. Sein Leichnam ward in der Kirche zu Faldera bestattet, wobei der Bischof von Ratzeburg das Hochamt vollzog. Mit großer Andacht feierte man sowohl in Faldera wie in Cuzelina das Gedächtnis des guten Vaters, und den Kirchenpflegern war vorgeschrieben, wieviel täglich zum Heil seiner Seele als Almosen verabreicht werden mußte. Untröstlich in seinem Schmerz war Eppo, der Prior von Cuzelina, auf den Vizelin immer große Stücke gehalten hatte. Da diese Trauer nun viele Tage hindurch währte, erschien der Bischof einer frommen Jungfrau im Traum und sprach: „Sage unserm Bruder Eppo, er möge aufhören zu weinen, da ich mich wohl befinde und über sein Weinen nur traurig werde; denn siehe, ich trage seine Tränen an meinen Kleidern." Mit diesen Worten zeigte er ihr sein glänzend weißes Gewand, das ganz von Tränen benetzt war.

Noch manch anderer wundersamer Vorfall geschah in jenen Tagen. Da lebte in der Nähe von Faldera eine Frau, namens Adelburgis, welche der Bischof wegen ihres frommen Lebenswandels gar sehr geschätzt hatte. Als sie späterhin erblindet war, pflegte sie der ehrwürdige Vater häufig zu trösten und ermahnte sie, die väterliche Zuchtrute des Herrn mit Geduld zu ertragen, zeigte ihr auch an, ihre Augen seien im Himmel aufbewahrt. Nach dem Hinscheiden des Bischofs war aber kaum ein Jahr verflossen, als jene Frau ihn in einem nächtlichen Gesichte bei sich stehen sah und hörte, wie er sich nach ihrer Gesundheit angelegentlich erkundigte. Da antwortete sie: „Was habe ich für eine Gesundheit, da ich ja in der Finsternis bin und das Licht nicht erblicke. Wie, ich bitte dich, o Herr, ist es mit deiner Vertröstung? Du sagtest ja, meine Augen seien im Himmel aufbewahrt. Ich aber schleppe mich fort in diesem Elende, und meine alte Blindheit dauert hartnäckig fort." Da sprach er: „Mißtraue nicht der Gnade unseres Gottes!" Und sofort streckte er seine rechte Hand aus, machte das Zeichen des Kreuzes über ihre Augen und segnete sie. Als aber am Morgen die Frau erwachte, merkte sie, daß durch Gottes Wirken zugleich mit dem Dunkel der Nacht auch das Dunkel der Blindheit vertrieben war. Da sprang sie aus dem Bette, warf sich nieder auf die Erde, jubelte und dankte und ging, einen Führer zurückweisend, allein in die Kirche. Da sahen denn alle ihre Bekannten und Freunde, daß ihre Sehkraft wiederhergestellt war. Und sie verfertigte mit ihren eigenen Händen einen Teppich zur Decke für das Grab des Bischofs als Zeugnis und Denkmal ihrer Heilung.

Auch noch vieles andere tat Gott durch diesen Mann, was Lob und Erwähnung verdient, obwohl es in diesem Buche nicht beschrieben ist. Darum

Freue dich, Faldera, laut ob der Ehre des trefflichen Bischofs,
Birg seine Tugend im Geist, birg sein Gebein in der Gruft!

Ihr aber, so wendet sich Helmold am Schlusse seiner Darstellung des Lebensbildes Vizelins an die Domherren der Lübecker Kirche, denen er seine Slavenchronik gewidmet hat, ihr aber, die ihr an der hohen Tafel der Lübecker Kirche sitzet, preiset den Mann, diesen Mann, den ich in schlichter Rede euch vorführe; in schlichter Rede, weil in wahrhaftiger. Denn nicht werdet ihr ihn ganz verleugnen können, da er ja zuerst in eurer Stadt „den Stein aufrichtete zu einem Male und Öl oben darauf goß" (1. Mose 28, 18).

AUS „NEUE LESE“, GEDICHTE VON JULIUS HAVEMANN.

KONDWIRAMUR.

Frühsonne. Ein Scheitel leuchtet blond.
Hinterm Walde blaut die Welt durchsonnt.
Lange Schatten liegen mir entgegen.
Welke Blätter blenden auf allen Wegen.
Und die da wandelt vor mir her
vom Berge, wo die Schatten schwanden,
in lächelnder Güte und zarten Gewanden,
ich sah sie lang' nicht mehr.

Hinterm Walde blaute die Welt in Ruh'.
Da dacht' ich: wir wandern der Heimat zu.
Frühsonne und Schweigen weit und breit
und der Veilchen Duft — und die Jugendzeit!
Wo trat ich hinaus? auf welche Flur?
Herbstkühle und schräger Sonne Schimmer.
Und ein Gedenken läßt mich nimmer
an dich, Kondwiramur.

Kondwiramur — du warst so blond!
Und dein Scheitel war morgenfroh besonnt.
Und du saßest mir nah', und wir lasen zusammen
von leuchtendem Leben – von heiligen Flammen.
Wie sahst du groß und still mich an!
War's gestern? oder lang' vor Jahren?
Ach! es genügt, daß je wir waren,
und daß ich das Glück versann.

Nun dieser Herbst ins Wäldchen fließt
und blondes Licht aufs Sterben gießt
und kühl die langen Schatten ziehn
und meiner Tage Stunden fliehn;
da ist's, als sähe ich die Spur
im Tau, den Abdruck deiner Füße,
es rührt mich deines Atems Süße
weither, Kondwiramur.

SEELENEINKEHR.

Abendsonnenstille.
Weithin schweigt das Land.
Nur im Gras die Grille
zirpt am Waldesrand.
Ferne Flüsse blinken.
Über Gärten winken
seh ich eine schmale, weiße
Hand.

Meine Seele breitet
ihre Flügel weit.
Lautlos übergleitet
Räume sie und Zeit.
Vom Welteschenbaume
schaut sie wie im Traume
dieser Erdentage Lust und
Leid.

Und in tiefem Staunen —
wie in gold'nem Duft
leises Wellenraunen
schwindet in die Luft,
wenn die Abendfernen
füllen sich mit Sternen, —
stirbt sie hin ins All als kleines
Lied.

ERWARTUNG.

Die Dämmerung ist noch voll Licht,
das durch die trägen Wolken bricht.
Das Grabenwasser gluckst nur sacht
und plaudert sonst die ganze Nacht.
Sumpfdotterblumen heben feucht
ins schräge Gold ihr satt' Geleucht.
Kein Ton im Wald — im Feld kein Hauch.
Die Frösche schweigen lauschend auch. —
Im Faulbaum — horch! — ein Tropfenfall.
Silbern schluchzt auf die Nachtigall.

NACHTTÖNE.

Die Nacht war still und sternenklar.
Das dunkle Wasser blinkte sacht.
In den entschlaf'nen Bäumen war
ein Träumen wundersam erwacht.

Ein Flüstern schwamm den Fluß entlang
wie aus verlebter Väterzeit,
wie künft'ger Herzen später Dank
für uns'rer Tage Lust und Leid.

Es war von jenem Strom ein Ton,
der immer war und nie vergeht,
in dem — wie wir ihm einst entflohn,
einmal die Seele aufersteht.

DIE SCHEIDENDE MUSE.

Wie in der Klarheit schräg durchwärmter Lüfte,
durch die des Abends gold'ne Wölkchen ziehn,
die Pappel, die kein Tag so reich beschien,
als trüge Venus Gürtel ihre Hüfte,
sich silbernd streckt und über Fels und Klüfte
den Schritten lauscht des träumenden Merlin,
des Pilgers, der — wo alle Vögel fliehn —
nun auch sich aufmacht in das Land der Düfte;

so reckt sich meine Seele auf im Ahnen
von neuer Schönheit, wenn sie ostwärts schaut,
wo hinter ihr im Gold Traummäler mahnen.

Und wunschlos selbst, vom letzten Licht betaut,
hört sie noch einmal von Gewölkaltanen
weit — weither deines Lachens süßen Laut.

JÜRGEN WULLENWEVER UN MARKS MEYER.

Een plattdütsch Spill ut dat ole Lübeck.

Von Franz Fromme.

Vorbemerkung. Wir geben hier den zweiten Aufzug des bisher unveröffentlichten Stückes wieder und schicken eine kurze Inhaltsangabe des ersten voran: In Lübeck gährt es. Die Anhänger der neuen Lehre sehen sich, obwohl sie die Mehrheit haben, von den herrschenden Ständen unter Führung der Bürgermeister Nikolaus Bröms und Harmen Plönnies unterdrückt. Beide, sowohl Klaus Bröms, der im Volksmund wegen seiner Prachtliebe „de Pageluun" (der Pfau) heißt, wie Harmen Plönnies, der infolge seiner hochfahrenden Grobheit noch verhaßter ist, treiben die Erbitterung der breiten Massen auf die Spitze; Hand in Hand mit ihnen geht der hochmütige Priester Johann Rode „Karkhere to St. Marien"; gemäßigter tritt ein dritter Ratsherr auf, Jochen Gerken, der den Mantel etwas nach dem Winde hängt und vom Volk wegen seiner Schlauheit „de Voß" genannt wird. Ihnen gegenüber haben die Führer der breiten Massen, vor allem Jürgen Wullenwever, einen schweren Stand; er ist der einzige überragende Kopf unter den Anhängern Luthers; Marks Meyer, ein tüchtiger Haudegen in Lübecks Diensten, ist zwar auch dem neuen Glauben mehr zugetan als dem alten, tritt aber nicht öffentlich hervor. Trotz der großen Erregung des Volkes will Bröms die Hochzeit seiner Tochter mit geradezu herausfordernder Pracht feiern; auch Besuch von auswärts ist gekommen, darunter ein Franzmann, der aber sein Geld in liederlicher Gesellschaft vertut und nur durch Marks Meyers kameradschaftliche Hilfe instand gesetzt wird, sich wieder anständig zu kleiden. Auf die kirchliche Feier, bei der es schon zu Kundgebungen der breiten Massen kommt, folgt nun das Festmahl im Ratskeller, bei dem Marks Meyer die Wache befehligt. Wie Bröms seine Tochter einem mecklenburgischen Edelmanne vermählt, so möchte die Bürgermeisterin Plönnies ihre Tochter Wiebke mit dem holsteinischen Grafen Rantzow verheiraten und betreibt dies mit Hilfe des Pfaffen Johann Rode, während Jochen Gerken um die öffentliche Sicherheit während dieses Festes sorgt. Damit beginnt der zweite Aufzug:

Dat tweede Bild:

Een Voerruum to den Eetsaal in den Raadskeller. Voern een Disch, deckt un mit Eeten op. Hier staat Jochen Gerken un Marks Meyer. In'n Achtergrund, waar de Dör na den Eetsaal gait, stait Duhr, de Raadsdeener.

Jochen Gerken: Wunnert mi doch, datt allens so good aflopen is. Hebbt wi to'n grooten Deel di to danken, Marks Meyer!

Marks Meyer: Niks to danken, Heer. Hier is man allens half so färlig as dat utsütt... Dit Volk is sinnig....

Jochen Gerken: Kenn doch de Lüd' in mien goode Stadt Lübeck! Se nörgelt un futert un draut un wenn'n meent, nu wöllt se de Welt uteneen sprengen, denn — — gaat se na Huus, drinkt Beer un Koem, eet wat, un allens blifft so as dat west is!

Marks Meyer: So is't as de Heer seggt. Sünd narsche Lüd, de Swientreckers. Kannst ehr, mit Respekt to seggen, de Lunte ünnern Noors afbrennen — — se blievt op ehr veer Bookstaven sitten. Is keen Gefaar, wenn se ook futern un schennen doot!

Jochen Gerken: Liekers good oppassen, Marks Meyer! Wo veel Lüd hest an de Hand?

Marks Meyer: Twintig Mann, Heer. (Wiest na rechts op een lütt Doer.) Good in Wapen. Un denn bün ik daar, un ik heet Marks Meyer!

Jochen Gerken: Wi weet, wi koent uns to verlaten. Büst du hier good bedeent un dien Mannen ook?

Marks Meyer: Niks to klagen, Heer!

Jochen Gerken: Anners muttst dat seggen. Aversten good oppassen!

Marks Meyer: Allens in de Reeg, wenn Marks Meyer daar is (he sett sik daal to eeten, Jochen Gerken gait ut de Doer na den Eetsaal rin. Duhr bedeenert em un lett de Doer een Oogenblick apen, daar hört'n

Johann Rode binnen an de Tafel reden): Jümmers mit tween, jümmers mit tween — — mit tween, de eens sünd! Unde wenn ji maal, wat in jede Echttied maal voerkümmt, nich eens sünd unde ji meent, ji moet na jümehr Oellern gahn — — jümmers mit tween, jümmers mit tween! ...

Marks Meyer: De tühnt ja in eenßen to! (Duhr hett de Doer dicht maakt un kümmt neeger an Meyer sien Disch.)

Duhr: Kriggt de eerst maal dat Woord to faat, denn duurt dat lang, denn ward dat laat.

Marks Meyer: Segg eens, muttst du jümmers in Riemels reden?

Duhr: To Riemels bün ik jümmers redi,
bi Staat un Raad un bi Komedi.
Ik snack to geern in Stroph' un Veers,

dat's good för Maag un Darm un Neers.
Un daarum hebbt de hoogen Heern
mi jümmers bi dat Eeten geern.
Geev ik ehr Riemels to dat Maal,
denn rutscht dat Eeten beter daal.
Ik deen nich jeden Kaarl un Klaas,
nee, Klaus van Bröms, dat is mien Baas!

Marks Meyer: Wenn he man bloots nich so kathoolsch weer, Klaus Bröms!

Duhr: Recht hett he! Recht hett he! Kiek di de Lutherschen an! Wat segg ik? Lutherschen? De Rebeller! De week sweert op Luther, de week op Swingli, de week op Karlstadt un Münzer! Wat een Labskaus ward dat, wenn elk un een de Bibel verdütschen will as em behaagt, jede Schooster un Schosteenfeger, jede Buur un Koharder! Nee, dat mutt in een Hand blieven, een van baben mutt dat lenken, de nu maal in Rome sitt un Latiensch kann un Hebräisch, so as God sik apenbaart hett. Wo kann daar een Schooster bi, de'r nich op studeert hett edder een Höker effte Timmerling? Wat braad dorbi ruut, wenn elk un een meent, he kann preestern un Bibel düden? Twist un Oproor, Moord un Doodslag, so as se dat in Thüringen maakt hebbt!

Meyer: He kümmt ja so in Hitt, datt he dat Veersmaken vergitt!

Duhr: Is ook, um hitt to warden! Reformation? Revolution! Allens gait koppheister!

Meyer: Man sachen un sinnig! Solang ik daar bün, nich! Wi sünd ook noch daar un nich de Preesters alleen! Un denn: Ik will maal seggen, du hest een Fru orre Brud orre Deern, de du leev hest — — so is dat dien Fru un dien Bruud un dien Deern, un keen Bichtvader orre Paap sik daarintosteeken! Nee, ik segg heelemaal, nee! Ik bün evangeelsch un bliev'er bi!

Duhr: Nu kümmt he sülben in Hitt un is doch Hövedmann in de frie un Riekstadt Lübeck! — — Heer Wullenwever?

Wullenwever (is rinkamen): Ik wull de twee hoogehrbaren, voersichtigen un wolwiesen Heeren Nikolaus Bröms un voerall Jochen Gerken op een Oogenblick hebben!

Meyer: Wullenwever! Jürgen Wullenwever! Sett di daal an dissen Disch! Künsmaker, bring noch een Beeker un Teller, wenn du doch ut Saal kümmst! Lang to (to Wullenwever), süst mager noog ut, kannst een gooden Happen verdregen! Wat hövst di mit Politik bemengen, o Mann!

Wullenwever: De Tied för Klönen un Vertellen is voerbi, Marks Meyer! Lange noog hebbt wi uns an de Nees trecken laten, wi Lutherschen, hier in Lübeck!

Meyer: Wo kunn't angaan! As Gustav Eriksson hier weer, do harr sien Gastfründ al Luther sien Schriften in Huus — — un nu waar Gustav König is, hett de Luther sien Lehr in Sweden allerwegens in't Land bröcht. Un hier sünd all de Karken noch kathoolsch!

Wullenwever: De gemeene Mann in Lübeck is to goodmödig un oodmödig! He grummelt bloots un slait nich, wat he ook perrt ward.

Meyer: Denn laat em. Denn verdeent he dat nich anners. Wat gait di dat an. Verdeen dien Geld un vergnög di mit Deerns, un laat de Paapen um't Evangelium strieden!

Wullenwever: Du büst nich in Rome west. Hest nich seen, wat de Welschen för'n Pracht un Prunk maakt — — van uns suur Verdeentes! Un wi loopt as Prachers rum. — —

Meyer: Na, Bröms un Plönnies, un wat du daar seen kannst an Staat un Kleeder, an Eeten un Drinken, dat lett nich pracherig. — —

Wullenwever: De Grooten speelt ja all ünner een Deek. Un is doch man Pracherkraam, wenn du eerst den Staat to seen kriggst, den de Welschen maakt. De Dütsche wringt sik den Heller un Schilling ut Liev för sien Seel un de Frömde verjuucht dat in Sünden. — —

Meyer: Du schullst man ook mehr sünnigen — — dat weer di gesund!

Wullenwever: Dat liggt nich jeden. Nich um jeden riet sik de Deerns so as um di. Un achter Deerns noch achteran loopen — — — nee, dat do'k nich!

Meyer: Wat is mit dien Fru? Dunntomalen harrst doch een Brud un höllst wunnerwat van ehr. — —

Wullenwever: God heff ehr selig! Se is bi't tweede Kind storven un hett dat eerste to sik ropen. Sünd nu twee Jaar!

Meyer gifft em de Hand.

Wullenwever: Mutt good sien.

Meyer: Büst noch jümmers een staatschen Wittmann, Jürgen Wullenwever. Bruukst nich to tuckschullern. Is keen Pott so scheef, findt sik een Deckel to!

Wullenwever: Sünd Deckels noog ankamen — — man nich van wegen den Pott, alleen van wegen dat Geld, dat in den Pott wesen schall. Mien Geschäft gait good, al bin ik ook nich so raffig as de annern Kramerlüd. Aversten wenn een bloots van wegen dat Geld to mi will — — dat paßt mi nich.

Meyer: Sök di sülben een Deckel. Ga wedder frigen. Denn kümmst van de entfaamtigte Politik af. De maakt den Minschen dat Leven surer as Kusenpien un soeben Huusdrakens. Ga wedder frigen!

Wullenwever: Hest maal in Keden legen, lettst di so licht nich wedder infangen. Nu gifft wat Hilderes to doon as truten un halsen. De Mann kümmt maal in de Jaaren, do ward em de Leev to söt un de Frigeri to bitter. Denn smeckt di bloots noch de Arbeid na'n grooten Plaan. — —

Duhr (kümmt ut'n Saal): Is Johann Rod' sien Red' voerbi (stellt Beeker un Teller voer Wullenwever hen), stait Jochen Gerken praat för di!

Marks Meyer: Un wat för'n Plaan is dat, wenn ik fragen dörf?

Wullenwever (se kümmt to staan): Allens wat evangeelsch is, mutt tosamenstaan, mutt eens wesen. Allens hier um de Oostersche See. Un wenn Lübeck eerst klaar is un keen Bröms un keen Plönnies mehr sien eegen Schaap scheert, denn schall Lübeck dat Hart wesen.

Meyer: Un wo wullt du Bröms un Plönnies los warden?

Wullenwever: Dat is't, waar ik hier um sitten un mit di snacken do! Daar bruuk ik di to.

Meyer: Ik bün Soldaat, Jürgen Wullenwever, un heff den hoogen Raad van Lübeck mien Eed swaren. . . .

Wullenwever: Du hest em kathoolsch swaren — — un büst evangeelsch!

Meyer: Eed is Eed un God is God! (Se swiegt.)

De Franzmann kümmt un will glieks in den Eetsaal.

Duhr (to em): Wat wünscht de frömde, hooge Heer? Nümms kümmt nu in den Eetsaal mehr.

De Franzmann: Invité! (Wiest een Kaartje voer.)

Duhr deenert deep un lett em rin.

Meyer (röppt): Na, nu süst al beter ut, Kamerad! (Stait op, de Franzmann gait em voerbi un kennt em nich.)

Meyer: Wat? Is dien Gedächtnis so swack, Monsieur? Gistern weer ik good noog, di Bürsten to besorgen un Geld to lehnen. Un nu kümmst mi so? Wi draapt uns wedder!

Wullenwever: So gait dat jümmers in Lübeck. Wi koent hier butenvoer luren, un jede frömde Hansnarr mit sieden Handschen, de spatseert to ehr rin, smitt een Woord hen un ward voern un achter bedeent un bedeenert! Un wi laat uns dat gefallen!

Meyer: Du büst een rechten Ketelböter! Hest bött un bött, un dat Füer ward doch nich hitt. Orre meenst, datt dit hier noch oeverkaken ward?

Een Deener kümmt: De hoogehrbare, voersichtige und wolwiese Heer Nikolaus van Bröms is för den ehrsamen Börger Jürgen Wullenwever nich to spreeken. He schall sik morgen wedder mellen, denn so ward he Bescheed kriegen, wat un wanneer un woneem de hoogehrbare, voersichtige unde wolwiese Borgemeester Nikolaus Bröms för em to spreeken is (af).

Meyer: Ik harr em meist bestellen laten, datt he keen voersichtigen unde wolwiesen, nee, datt he een bannig unvoersichtigen un hellschen unklooken Hoogehrbaren is!

Wullenwever: Dait dat nu nödig, hier noch ünnertoböten? Blaast de Heeren sülben nich fast noog in't Füer? Un wenn de heele Ketel hier oeverkaken ward — — wat daist du denn, Marks Meyer?

Meyer: As ik seggt heff: Eed is Eed un God is God. Ik do mien Pflicht. Un dat kaakt nich oever, hier in Lübeck nich!

De Franzmann kümmt ut den Saal un stüert op Marks Meyer to (beacht Wullenwever nich): Je vous salue, mon cher ami!

Meyer (blifft sitten): Kann niks verstaan!

De Franzmann (reckt em de Hand hen): Bonjour, Monsieur mon camarade!

Meyer (stait op, mit eernstigem Gesicht): Bonschuur, Monsieur van Chateau Klai-di!

De Franzmann: Ik mutt ein Rede 'alten. A la santé des dames! Est-ce que vous savez un bonmot allemand?

Meyer: Bongmoo? Wat is dat?

De Franzmann: Eine 'ooch, „'ooch soll sie leben", pour les dames!

Meyer: So (oeverleggsam). Ji hebbt inne Büx scheeten!

De Franzmann: Gi 'ebbt inne Büx scheeten? C'est-a-dire . . .?

Meyer: „Scheeten" — — dat heet „tirer" un „Büx" — — dat beseggt „Glück"!

De Franzmann: Ah — — vous avez tiré la fortune! Très bien! Gi 'ebbt inne Büx scheeten! Merci bien, mon ami (Handslag: he gait).

Meyer (röppt achter em an): Ji hebbt inne Büx scheeten!

Wullenwever: He ward doch nich . . .?

Meyer: Dat bringt he in sien Red' an! Paß op! Kenn den Franzmann doch, wo eitel he is. He hett mi nich kennt, as he rinkeem. Nu meent he, wi kennt uns, waar he mi nödig hett. Naasten schall he mi eerst recht kennen lehren!

Fru Plönnies un Jochen Gerken kaamt.

Fru Plönnies: Ik mutt maal mang de Minschen ruter. Markt de annern dat nich, wat de Luft so lurig un bruttig is? Orre bün ik dat alleen, de so bang un drang to Mood is? Wenn mien Dochter eerst borgen is, mugg ik mi stillkens henleggen un liesen wegslapen, för alltied weg,

datt ik nich mehr beleven höv, wat kümmt. Wat Goodes is dat nich. In de Gesichter stait wat schreven, un ik kann dat nich lesen, un daar, daar — — stait nich Wullenwever sülben daar? Nee, ik hefi nich dat Hart, an em rantogaan un em to bidden, nee, nee! Hebbt ji sowat je bi'n Hochtied beleevt, Heer Gerken? Weer doch allens so schön bi uns, bet disse Luther keem un mök ehr all mall!

Gerken: Fru Borgemeester, dat stait ju bevoer as jede Moder, de meent, se kann ehr Dochter nich hergeven!

Fru Plönnies: Wenn't doch eerst gewiß weer, so gewiß as bi Bröms sien, de hier Hochtied fiert! Wenn se em nich to sleeht behannelt! Se kann so spitsig warden un denkt nich an, datt so'n Greve nich jeden Tag kümmt (se gaat ut de linke Siedeldoer).

Greve Rantzow un Juffer Plönnies kaamt ut den Saal.

Rantzow: Hoogehrbare, voersichtige unde wolwiese Juffer Plönnies!

Juffer Plönnies: De Heer Greve Rantzow maakt sik lustig. Wat kann he mi voersichtig unde wolwiese nömen?

Greve Rantzow: Nee, ik meen dat eernstig, heel eernstig. . . .

Juffer Plönnies: Denn is dat bannig stief. — —

Greve: Na, wenn di dat to stief is, denn will ik seggen: Du Swientreckerdeern!

Juffer: Nee, dat is ook nich dat Richtige. — —

Greve: Also: Nich hoogehrbare, nich voersichtige unde nich wolwiese Nichjuff — —

Juffer (scharp): Dat is noch minder good!

Greve: Krütsch un luunsch! Niks is jug recht! Nee, nu weet ik wat: Hoogwiese, wolsichtige un voerdem ehrbare Juffer!

Juffer: Dat gifft jümmers Haverie, as mien Vader wol seggt!

Greve (grifflacht): Haverie! Nee, tüschen so'n twee gifft keen Haverie!

Juffer: Ji hebbt bloots jümehr Högen! Ji kiekt op uns daal as'n Wederhaan van'n Karktoorn — — so heel van baben daal. Ji rekent uns nich för vull.

Greve: Vull? (grifflacht): Nee, dat sünd ji in uns Oogen nich! Aversten wat nich is, kann noch warden. Daar sitt mennig een Swientrecker, de dat Talent daarto hett. Wenn de Kroos lerrig ward, denn ward de Minsch vull. Anners reken ik em nich för vull. Swientrecker blifft Swientrecker. Bloots markten un mogeln koent ji, hanneln un anbanneln. Wenn't hoog kümmt, bugen. Ja, bugen, dat mutt ik bekennen, dat koent ji. Dit Gebü un de Doom un de Marienkarke — — dat is wat. Sowat hebbt wi Holsten nich un de Sweed hett dat nich un de Dän ook nich. Un so lütte Saken, de mit dat Bugen to doon hebbt. Disse Aben — — wat stait daar an? Kannst mi dat maal lesen (he is voer den Kamin staan bleven, se achter em).

Juffer: Wenn sik de hooggreveligen Oogen to good dünkt, denn heet dat so:

Mennig Deern lude singet,
so man ehr den Brüdigam bringet.
Wisste se, wat man ehr bröchte,
se wol leevers weenen möchte.
So'n Mann, de lett as'n magern Ruun.
süppt as'n Lock un ward doch nich duun,
blifft ieskold bi soveel blagen Tweern.
Nee, so'n Iestappen mag keen Deern!

Greve: Du lisst ja acht Reegen un daar sünd bloots veer. Leegen ook noch! Laat seen: „Mennig Mann lude singet" — — „Mann" stait daar un nich „Deern" as ji seggen dünnen, Juffer. „Wenn . . . . man . . . em" — — — du säst „ehr". — —

Juffer: Schall ik helpen bi't Bookstafeeren. Wenn de Dischheer nich sülben danst, denn danst em vellicht de Wöer voer sien Oogen. — —

Greve: Du kannst ook stickeln un stökern (grippt ehr in den Arm) un büst ieskold as'n Snaak! Ut'n Snaak war'n Draak! Wenn du'n Mann kriggst, denn will ik em een Aben mit disse Riemels schenken, waar he sik wedder an warmen kann. Denn kann he sien Huusdraken dat jeden Dag voerpreestern:

Mennig Mann lude singet,
wenn man em de Bruud bringet,
wisste he, wat man em bröchte,
he wol leever weenen möchte!

(wieldeß he disse Veers seggt, hett Juffer Plönnies Marks Meyer to seen kreegen un een Tied lang mit groote Oogen ankeeken; Rantzow ward dit nich wies; as se ruutgaan wöllt, draapt se in de Doer Jochen Gerken mit Fru Plönnies, de wedderkaamt; de Fru kiekt ehr Dochter lang un bang an).

Fru Plönnies: Heer Gerken, wöllt ji nich den Heern Greve Rantzow eens disse Sicht wiesen, de'n daar baben van den Söller hett?

Gerken: Kümmt de Juffer Dochter ook mit?

Juffer: Ik dank. Ik schall bi mien Moder blieven! (Deeners van de Heeren, de twee na links weg.)
Fru Plönnies: Ik see, du hest dat nich so maakt, as ik dat wull!
Juffer: Ik kann mi nich denken, datt dit Vader sien Wunsch un Will is!
Fru Plönnies: He hett dat so bestimmt, un ik do wat he will!
Juffer: So schall ik verschachert warden an dissen Dorsch!
Fru Plönnies: Waar hest dit Woord van her? Wokeen hett di den Kopp verkielt? Mien arme Dochter?
Juffer: He is mi so toweddern, ik kann nich seggen wo! (Weent.) Sett een annern blang mi an, Moder. . . .
Fru Plönnies: Wokeen hett di den Kopp verkielt?
Juffer Plönnies: Nümms hett mi den Kopp verkielt! Kiek em an, hör em an! Hoognäsig pliert he op uns daal! Wi sünd Schiet an sien Schoh un schöllt uns bedanken, wenn he uns nich in Gras afwischt. So höllt he sik — — jümmers van baben daal . . Un sien Stimm . . hä! Op hooge Bargen is he west, hävenhoog, un kann niks vertellen, as wat he daar mit hooggebaren Heeren hechelt un höhnt hett. In Rome is he west, de Stadt, waar ik na lengen do, un he kann er niks van seggen as datt he mit dissen Greve un dennen Hartog daar swiert un Kaarten speelt hett. Hart un Schönheit sünd dood för em. Stickeln un Stänkern — — wieder kann he niks. . . . Un wat he ook drinken dait — — drunken ward he nich. Jümmers nüchtern, jümmers Küll un Boosheid. Sett een annern blang mi an, Moder. Mit dissen kann ik mi nich verdreegen.
Fru Plönnies: Du büst undankbaar. Hebbt wi di op'n Jaar in'n Klooster schickt, datt du uns so oeverkandidelt wedderkeemst? Nee, gehoorsaam harrst du lehren schullt!
Juffer: Do mi de Leev, de eenzigste Leev, dwing mi nich. . . .
Fru Plönnies: Wat du för Wör hest! Waar du de her hest!
Juffer: Kannst nich mit Vader spreeken? Warför mutt dat denn wesen? Ik bün doch noch jung noog. — —
Fru Plönnies: Nee, Vader koent wi mit sowat nich kamen, nu nich! He hett wat anders — — opstunns! Groote Dingen mit den Staat. . . .
Juffer: Staat un Staat un Staat! Du seggst dat breed un he seggt dat scharp, un ji meent doch datsülvigste. . . För den Staat schall ik mien Glück hengeven. . .
Fru Plönnies: Du weetst, wenn Vader sik wat in den Kopp sett hett. . . . Kumm, wi koent nich so lange buten blieven, un denn see ik hier een Gesicht, dat niks Goodes voerspillt. — —
Juffer (smitt Marks Meyer een langen Blick to, den he uthöllt).
Fru Plönnies: Kiek nich hen, daar sitt he, de uns niks as Quades bringt, Jürgen Wullenwever!
Juffer: Un de anner?
Fru Plönnies: Den kenn ik nich. Ward nich beter wesen as disse Unroostifter. . . . (Se gaat allebei wedder in den Eetsaal.)
Wullenwever: Wat weer dit?
Meyer: Dat junge Blood will nich so as dat ole Blood.

Jochen Gerken un Greve Rantzow kaamt.

Greve Rantzow: As ik seggen do. . . . Dat Bugen verstaat ji Swientreckers! Aversten — — wat wull all dat Volk op den Markt?
Gerken: Tokieken! Is jümmers so, wenn een van den Raad een Hochtied utrichten dait. Denn kiekt se.
Greve Rantzow: Kiekt un futert. De kiekt sachen noch mit de Hannen un nich mit Handschen an. Nee, de kaamt noch mit Hamers un Bielen un slaat ju de Doeren un Doesköpp in!
Gerken: Keen Grund to Besorgnis. Dat Woord „Furcht" kennt wi nich.
Greve Rantzow: Ik heff eens so'n rechten Oproor beleevt. Is keen Vergnögen. Dat rumoort un grummelt allerwegens in de Welt. De Koh will klöker wesen as de Koharder un dat Kalv klöker as de Koh. Schall mi nich wunnern, wenn ik op mien Good kamen do un daar Hüslings un Hunnen un Büdner un Beester tohopen sitt un singt Hallelujah un hebbt Oß un Esel to'n Preester maakt un leest in dat Hoogeleed Salomonis, dat se mien hooggebaren Süster tor Hore maken dörft. Aversten hier mit jümehr Janhagel gait dat al eerder los.
Gerken: Man keen Angst nich. Hier sitt Marks Meyer, unse tweede Hövedmann, van dat Footvolk (stellt voer, Marks Meyer is opstaan). Dit is de Greve Rantzow . . . hooggebaren Heer op Rantzow un — — hier is Jürgen Wullenwever. — —
Greve Rantzow: De Mann mit dat groote Mundwark. Denn kann dat hier binnen ja ook losgaan, denn hövt de buten nich mehr lange töven. Ji sünd — — Swientreckers, wieder segg ik niks . . .
Wullenwever (föllt em inne Red'): Wellicht hett de Heer Jochen Gerken nu Tied för mi (as Gerken sik em towenden dait, gait Rantzow in den Eetsaal).
Gerken: Mien beste Jürgen Wullenwever, just op dissen Oogenblick schull de Red' op de Damens van Stapel lopen. Un dat maakt een Franzmann, un ik bün hier de eenzigste, de fransch verstait. Hork, he is al in Gang! Kann't nich morgen bitieden wesen? Wöllt wi seggen: Halvig tein in de Kriegstuv'? Un de annern Makker van den Utschott mit daarbi?

Wullenwever: Kann ik mi to verlaten?
Gerken: Op mien Woord, ik bün daar! (Gait in den Eetsaal, waar'n al een Tied undüdlich een Red' hören dait.)
Meyer: He hett bös wat op't Botterbrood kregen. So'n Holstengreve mag't wol doon, mit veel Peper un Solt!
Wullenwever: De Voß kann't verdreegen.
Meyer: Kannst du'r wat van verstaan, wat de Franzmann daar gackert? As'n Heen, de'n Ei leggt hett (se gaat an de Doer un luustert).
Wullenwever: Nümms verstait, wat he seggt. Dat heet, wat du em daar bibröcht hest, dat ward se verstaan! Daar . . . nu hett he dat al seggt. De Damens schaneert sik, kiek de Gesichter, se weet nich in noch ut (mit eens gait een groot Lachen los).
De Franzmann (kümmt ut de Saaldoer sprungen): Mort de ma vie! Cochon de Dieu! Ji 'ebbt inne Büx scheeten! Rascal infâme! Défends-toi! Lâche! (He springt Meyer an, Lüd ut den Saal drängelt na doer de Doer.)
Meyer (höllt eerst een Stool voer, datt de Franzmann op den Stool haugt, treckt denn sien Sweerd): Laat dat Fuchteln! (Se fecht, he slait den Franzmann dat Sweerd ut Hannen, smitt em op de Eer un seggt): Kennst mi nu?
Bröms: Giff em fri! He is mien Gast! (Meyer dait dat.)
De Franzmann: Gast? Gast en Allemagne? Gast dans mon cul! Je retournerai. Je mo vengerai. Au revoir — — Gast! (Löppt weg.)
Meyer: Gast hin — — Gast her! Marks Meyer lett sik nich as Luft behanneln!
Plönnies: Eenen Gast see ik hier, de nich inlaadt is un to so'n Fest nich hört!
Wullenwever: Ik heff an jümehr Tafel nich seten. Ik speel hier Spökels un heff mien Warv. Harmen Plönnies, meng di nich in! (He gait.)
Fru Plönnies: Ja, sien Gesicht verjaagt mi un spökelt noch in mien Dröm!
Harmen Plönnies stait een Oogenblick un kann nich spreeken.
Bröms: Mien leeven Frünn un Gäst! Ik weet nich, wat ji nich wedder eeten gaat. Dörtein Gänge is nich noog, wenn Klaus Bröms sien Dochter Hochtied fiert. Teller un Schöttels staat noch vull op'n Disch un Kroos un Beeker sünd noch nich lerrig. De Speelgreve hett de besten Stückjes noch op Lager. Gaat wedder sitten! (Eeen Deel van de Gäst gaat wedder rin, buten hört'n Larm un Leeder.)
Plönnies (to Gerken, de ook noch bleven is): Nimmst du dat ook so licht as Bröms, mit den Opstand un Larm op'n Markt, Jochen Gerken?
Gerken: Ik meen, wi laat de Luken dicht maken, Marks Meyer (disse gait). Wat dat Oog nich sütt, kriggt de Kehl nich to dösten un de Maag nich to jipern. Un dat Oog kriggt hier wol mennigwat to seen, waar de Keek van schümen kann. Un sünd to veel lerrige Magens op den Markt!
Bröms: Ik bidd di, Harmen Plönnies, bliff hier nich buten staan as een Spökenkieker. Van wegen den Kasper van Franzmann un den Wippsteert van Wullenwever hövt uns Haar nich gries warden.
Plönnies: Nimmst dat ja vandag bannig op de linke Schuller, Klaus Bröms. So'n Spektakel as dissen Dag heff ik noch nümmers beleevt.
Bröms: Och, de Japper! Sünd duhn van ehr eegen Wör, seggt vandag „hü!" un vermorrn „prr"! Hebbt Angst vör ehr eegen Kuraasch! De Mengde hett uns dörtein Gänge nich stört, ward uns ook den veerteinsten nich in'n Mund tellen. Giff Sandow een olligen Smiet-um to drinken un Wullenwever een mollig Wiev bi to slapen.
Gerken: Dait Wullenwever nich. Hett noog van sien eersten Draken!
Bröms: Hest doch sülben beleevt, wo dat vermorrn gaan hett. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus! De Mengde is as'n malle Deern: Se schriggt, se kriggt een Kind — — un dat ward bloots een Wind!
Plönnies: Se hebbt de entfaamtigten Leeder sungen, allemann, ook de Knechten. Is op keen Minschen mehr Verlaat — —
Bröms: Sä de Buur, da harr he sülben inne Büx scheeten!
Meyer (kümmt wedder): De Luken sünd dicht! (Larm op'n Markt ward düller.)
Bröms: Jochen Gerken, ga de Gäst begöschen!
Duhr (kümmt em inne Möt): Se sünd all ut de Tüt! De weck loopt all weg doer den ünnereerdschen Gang!
Gerken: Wenn Duhr keen Veers mehr maakt — — is een slicht Teeken! Denn is wat nich in de Reeg.
Plönnies: Hol ehr fast, Jochen Gerken. Wokeen hett den Gang verraden?
Jochen Gerken: Is dat Best, wi gaat densülvigten Weg . . . wi all. . . .
Meyer: Marks Meyer nich.
Plönnies: Ik ook nich. Disse Klüten heff ik ju in de Suppen plockt, al heff ik dat ook good meent. Nu laat mi dat utlepeln. Un wenn ik daar an versticken un verrecken do.
Gerken: Wat wullt du hier alleen blieven?

Bröms: Ga to de Gäst, Jochen Gerken, hol ehr fast, de noch daar sünd! Ik will dit Fest fiern, heff bloots een öllst Dochter. Haal mien Swiegersoen Plessen! (Gerken gait mit Duhr.) Ik bliev hier bi di, Harmen Plönnies, un wöllt se uns ook mit alle Mann to Kleed!

Plönnies: Ik bliev nich hier! Ik ga ruut: Vörn ut de Doer! Ut de groote Poort, as sik dat för'n lübschen Raadsheer schicken dait!

Bröms: Büst wol duhn un dull, Harmen Plönnies! Wat du wullt, is baldadigen Doofsinn!

Plönnies: Achteruut bün ik noch all mien Leevdag nich lopen!

Bröms: Denn mutt ik mit!

Marks Meyer: Denn moet de hoogen Heeren mi verlöven, datt ik de Drüdde bün!

Plönnies: Marks Meyer, du hest hier Deenst. Do dien Plicht. Ik segg di dat in Gooden. Wullt du mit, Klaus Bröms, denn so ward dat bi lütten Tied. Ik töv nich länger.

Bröms (giift em de Hand): Dat Raadhuus laat wi in goode Hannen, Marks Meyer. Dit kann uns leste Gang warden (he giift Marks Meyer de Hand, un de twee gaat, Meyer blifft een Oogenblick alleen). Juffer Plönnies kümmt.

Juffer: Is mien Vader, de Borgemeester Plönnies, nich hier?

Meyer: Nee, Juffer, hier bün ik alleen, un in de Wachstuv' sünd de Knechten.

Juffer: Wat gaat mi de Knechten an! Hest mien Vader nich seen?

Meyer: He weer hier, mit den Borgermeester Klaus Bröms. De hoogehrbaren, voersichtigen und wolwiesen Heeren — —

Juffer: Laat doch de langen Titels. Segg, wat is mit ehr?

Meyer: Sünd nich wolwiese west. So as se weern, van dat Fest weg, sünd se gaan, merrn mang de tovige Mengde op den Markt.

Juffer: Denn will ik densülvigten Weg. — —

Meyer: Juffer Plönnies, dat gait nich. Wenn de Lüd ju to seen kriegt, een Stück Wiev, so schön in de kostbaren Kleeder — — se sünd höllschen in de Raasch — —

Juffer: Ik heff een Woord mit mien Vader. Wat mien Vader waagt, dat waag ik ook.

Meyer: Is wat anners, he un ji, Juffer. So as du büst, jung un man spaarsaam ankleedt, to Schummerntied, een schöne Deern alleen — — nee, de Lüd sünd rein ut Rand un Band. Wenn noch de Ridder daarbi weer, de Greve Rantzow — —

Juffer: Laat em ut Spill. Op de Snuut hett he een kreegen, op sien Dorschmuul!

Meyer: Wo güng dat denn to?

Juffer: Laat mi doer (Marks Meyer will ehr nich doerlaten, se ringt mit em).

Meyer (höllt ehr fast): So week un fee, mang de ruge Mengde. Kost keen Mög, di to fangen!

Juffer: Nich för jeden, Marks Meyer!

Meyer: Wat kloppt dien Hart!

Juffer: Giff mi fri un laat mi gaan! (Buten ward „Een faste Borg" sungen!)

Meyer: Weer jamers um dit junge Hart un jamers um dit junge Blood!

Juffer: Wullt du good mit mi wesen, denn so ga un kiek to, wat mit mien Vader is. Ik hör dat Leed singen, dat he nich mag!

Meyer: Verspriek mi, datt du hier bliffst (Handslag). Ga so lang an't Füer sitten, Fröken! (He gait ruter, daar's buten allerhand Larm to hören, de Juffer fangt an, een Leed to singen.)

Johann Rode (kümmt ut den Saal): Ik hör hier singen unde maal wat anners as de godlosen Leeder van Luther. So as'n Eiland in de wille See is disse Bank, Juffer Wiebke Plönnies!

Juffer: Is de hoogehrwaardige Heer nich mit doer den unnereerdschen Gang? —

Rode: Wiebke Plönnies, wo kannst denken, datt ik mit dissen hilligen Staat in de Eer krupen un müllmen schall as'n Mull. Unde hett ook dien Moder mi een besunner Warv geven för di, unde dat mutt ik eerst anbringen!

Juffer: För mi?

Rode: Ja, för di, Wiebke Plönnies. Ik heff di döfft unde firmelt unde denk ook, datt ik di wiegen schall, wenn du dat billige Sakrament op di nemen daist, dat van God insett is för elke Frugensminsch — — wenn du dien Echtgenoot för dat Leven funnen hest unde friegen schallst. Un ik hör, dien Moder hett em al funnen, unde he hett di funnen, unde dien Vader will dat ook. Man du alleen büst noch toegerig. So'n Greve kümmt nich jeden Dag — —

Juffer: De hoogehrwaardige Heer schull mi mit dissen Dorsch afblieven!

Rode: Wees nich so frömd unde stief, Wiebke Plönnies (grippt na ehr Hand un höllt ehr fast). Wi kennt uns doch al lang. Ik heff to di spraken, as du noch een lütt Worm weerst, ik heff seen, wo du wussen büst as een Bloom, de unse groote Garner van den Häven an besunner Städe plantt hett. Eerst minn unde lütt. Aversten nu büst groot worden unde blöhst as een Roos. In disse Stadt finnst wenig Finger so fien as dien unde keen Arm so rund unde week as dien (straakt ehr den Arm). Du büst schön, Wiebke Plönnies. Un al bün ik ook een Preester unde heff to God laven mußt — —

Juffer: De hoogehrwaardige Heer harr een Warv antobringen. Hört dit daar mit to?

Rode: Ik bün ut goode Famili, Wiebke Plönnies, unde wat Edelblood is, dat kenn ik. Disse fienen Lenken, disse smallen Finger, disse Haar as Sied unde disse hoogen Branen sünd för een Greve Rantzow nich to slicht — —

Juffer: Aversten he is to slicht för mi! He is to kold för mi un to old för mi. Ik will em nich!

Rode: De Heer Borgemeester Plönnies will dat man, unde daar kann sien Dochter nich gegen löcken. Unde wat ehr Moder is, de lett fragen, wat de anner denn för een weer.

Juffer: Wo meent mien Moder dat . . . ?

Rode: Se meent, datt du di al een annern in Kopp sett hest. Bi dreeuntwintig Jaar kann dat Hart nich lerrig staan.

Juffer: Ik hefi mi keen annern in Kopp sett. Ik kann den hoognäsigen Dorsch nich lieden!

Rode: Du kunnst wol Totrugen to mi hebben. Dien Vader is streng, un dien Moder — — daar is de Afstand to groot tüschen ehr un di (he fött ehr wedder bi de Hannen). Aversten ik, dien Bichtvader, kunn doch wol weeten, waar dit Hart um kloppen dait.

Juffer: Kunn de hoogehrwaardige Heer, wenn he weet, wat daar wedder allens inne Gangen is, sik nich sülben seggen . . . . .

Rode: Ik? Sülben? Schull ik sülben (will den Arm um ehr leggen, se rückt weg, he achter ehr an).

Marks Meyer (is in de Doer kamen): Dat is good aflopen! (He kriggt den Preester to seen.) Wat wullt du hier, Preester?

Juffer: Hebbt se em wat daan?

Marks Meyer: Wees gerüst, Juffer Plönnies! As de Juden doer dat Roode Meer sünd se allebeid glückig doerschroekelt. Links un rechts een Muur van Minschen, un Bülgen van Larm un Gesang! Niks hebbt se ehr daan! Jümmers sinnig un sittig, so as dat alltied in Lübeck togait! Wat wullt du hier, Preester?

Rode: Höv ik di dat seggen, Junker Slagedood? Dat gait di niks an!

Marks Meyer: Ik heet Marks Meyer un bün de tweede Hövedmann in den lübschen Staat. Um disse Tied hett hier keen Paap in disse Deenststuuv wat to söken!

Rode (giftig; lurig): Aversten Juffern, junge Frugenslüd — — de kannst in dien Deenststuuv wol lieden!

Meyer: Op den Markt is Oproor. Daar kann se nich ruut. Wenn du'n Mann büst, denn gaist du ook den Weg doer dat Roode Meer, so as de twee Borgemeesters, un nimmst ehr mit. . . . . Beewert di de Büx, de du nich anhest, du Swattrock?

Rode: Dat schickt sik nich för'n Preester — — to nachtslapen Tied mit een jung Wiev oever den apenbaren Markt to lopen.

Meyer: Nich oever'n apenbaren Markt — — nee, daar hört sik dat nich. Aversten hier — — stillkens in alle Heemlichheet, daar ward dat versöcht, dat schickt sik wol för Papen? Och — —

Rode: Du weetst wol nich, wen du voer di hest. Ik bün Johannes Rode, Karkhere van Sunte Marien, un wenn ik biga, een Juffer op den rechten Weg to bringen unde to Harten to trösten unde totoreden unde so'n Rabander smitt mi derhalve wat an, denn blifft dat nich an mien Schohledder backen — —

Meyer: Du Swien van Swattrock, scheer di to de Düveken edder ik weet nich wat ik do!

Rode: Ik bün mi to good, mit so'n Landskneecht to strieden, Wiebke Plönnies, du kümmst mit mi!

Juffer: Ik ga nich mit di, Heer Johann Rode!

Rode: Wat schall dit mit eens bedüden? Hest du ook vergeten, wat ik bün un wat du büst? Dien Seel un dien Seligheet liggt in mien Hannen. De Landstraat is breed, de to de Verdammnis gait, aversten de Weg is nau unde small, de to den Häven gait, unde merrn in dissen engen Weg sta ik, de Karkheer Johann Rode van Sunte Marien unde dien Bichtvader. Wenn du nich so wullt as ik will, höv ik een Woord na Rome to rüspern unde nich bloots du, nee, disse heele Stadt unde Staat is utslaten van Christi Blood unde Gnad' unde van de ewige Seligheet! (Mit hooge Stimm:) Ik hefi den Sloetel in Hannen to Höll unde Häven!

Marks Meyer: Paap! Ik segg di: scheer di to de Düveken. — —

Rode: Mit di snack ik nich. He hört to dat luthersche Untüg. Du kümmst mit mi, Wiebke Plönnies!

Juffer: Is he luthersch? — — (Wiekt van em trüg.)

Marks Meyer: Ik bün evangeelsch un he kann mi nich draun. Wenn ik to mien Heergod will un mien Tied is um un Johann Rode stait merrn in den engen Weg un will mi nich voerbilaten — — denn segg ik: Paap, ga anne Halven! De Herrgod ward mi sülven seggen, wat he mi bruken kann edder de Düvel mi braden schall. Laat di nich begriesmulen van sien groot Muul!

Rode: Kümmst du nu mit, Juffer Wiebke Plönnies?

Juffer: Gaist du so as mien Vader merrn doer dat Roode Meer?

Rode: Ik war mi waren! Daar bün ik mi to good to. Dat bün ik mien Preesterrock schüllig, dat ik em nich besmieten unde bespiegen noch bespotten laat van den Janhagel van smeerige Ketters. Nu hör, wat se wedder huult! Ik ga doer den uennereerdschen Gang, denn is't as weer ik in de Katabomben van de hilligen Glovenshelden unde Marteleers!

Meyer: Nu will he doch in de Eer müllmen as'n Mullworm — — 'n schönen Glovensheld! (Buten Hulen un Singen van de Mengde, wat avers swacker ward.)

Rode: To'n letzten Maal, Juffer Wiebke Plönnies: Kümmst du mit mi?
Juffer: Nu ga ik nich mit di, Johann Rode!
Rode (stait een Oogenblick ahn Wör).
Meyer (fuchtig): To'n letzten Maal: Scheer di to de Düveken, du verdammte Paap! (Störtt op em daal.)
Rode: Apage Satana! (Verswinnt in den Saal, waar'n em weggaan hört.)
Meyer: Wat schall ik nu mit di maken, Juffer Wiebke Plönnies!
Juffer: Wat schall ik mit mi maken, Hövedmann Marks Meyer? Wenn du luthersch büst, denn so is allens anners as ik mi dacht heff. Kannst du mi dat verklaren?
Meyer: Verklaren kann ik so wat nich, Juffer. Ik bün man een grooten Sleef. Mi packt de Sük, wenn'k Paapen see! Un daarum meen ik, datt unse Herrgod mit Paapen un Preesters niks Goodes in Sinn hett un mit de Paapen ut Rome nu rein gaar nich. Dat is allens, wat ik seggen kann!
Juffer: Denn mutt ik daar alleen mit klaar warden, alleen — — un nümms kann mi helpen. . . .
Meyer: Hier is't warm, bi't Füer (wiest mit de Hand, as wenn he ehr inladen will).
Juffer: Wat dat warm edder kold is, dat is eendoont. (Swiegen.) Ik bün een Jaar in't Klooster west, un wat se mi daar in Kopp sett hebbt, dat kann nich stimmen, dat . . . kann . . . nich . . . stimmen! Un keen is, keen is, de mi antern kann (se gait to de Saaldoer).
Meyer: Daar is keen Minsch. — —
Juffer: Un wenn er ook een weer — — kunn mi doch niks seggen.
Meyer: All sünd se utnait. Wi twee sünd alleen. Un hier in de Voerstuuv sünd de Knechten.
Juffer (hört nich hen): Allens lerrig! De Lichter brennt daal. Dat kann all nich stimmen, wenn Johann Rode so is un du seggst so. Ik will in den lerrigen Saal alleen blieven — — hörst du? Verstaist du dat, Marks Meyer?
Marks Meyer: Ik versta dat nich. Aversten wenn du dat so wullt, denn kümmt daar nümms rin. Ook de ganze Markt vull nich, orre se moet mi eerst daal perrn, un daar hört wat to!

Juffer Plönnies gait na de Doer, se drait sik noch eens na Marks Meyer um. Disse folgt ehr. Se wiest em trüg un gait in den Saal. He toegert un bliift an de Doer staan, as wenn he mit sik sülben strieden ward; he höllt sik de ballte Fuust an den rechten Slaap.

Voerhang.

DER STÄDTE KRONE.

Novelle von Julius Havemann.

König Christian II. von Dänemark hatte sich nach dem Siege bei Bogesund Stockholms bemächtigt, sich durch Gustaf Trolle, den Erzbischof von Upsala, zum erblichen König krönen lassen und bald darauf das Stockholmer Blutbad angerichtet, bei dem vor seinen Augen — „zur Sicherung des Reichs", sagte auch dieser Tyrann — 94 schwedische Adlige vom Henker enthauptet worden waren. Blutströme hatten fortan seinen Weg bezeichnet. Nun war er in die Niederlande zu seinem Schwager, dem jungen Kaiser Karl V. gereist, um sich seine Mitgift auszubitten und sich — seinem Oheim, dem Herzog Friedrich, zum Trotz — mit Holstein belehnen zu lassen.

Der König war ein tückischer und nachtragender Mann, und er gedachte daran, daß die Stadt Lübeck den Schweden immer freundschaftlich gesinnt gewesen sei, und da der Kaiser noch jung und unerfahren war, und er wohl wußte, wie gering unter seinesgleichen die Kenntnisse von Dingen und Verhältnissen zu sein pflegen, über die sich den Kopf zu zerbrechen sie bisher keiner ihrer Räte anhielt, so nahm er ohne weiteres an, daß der Kaiser auf der Landkarte noch niemals eine Stadt namens Lübeck gesucht und gefunden haben werde. Und er hatte sich denn auch keineswegs verrechnet. Noch hatte der Kaiser in die Ostseehändel nicht einzugreifen gebraucht, und die Interessen der nordischen Mächte mit den eigenen in Einklang zu bringen, war ihm noch niemals nahegelegt worden; und so wußte der landfremde junge Herr denn in der Tat nichts von einem Lübeck und wenig mehr von einer deutschen Hanse.

Bei einem gemütlichen Beisammensein der Schwäger beim Becher hatte König Christian also eine sich bietende Gelegenheit beim Schopfe gepackt und dem Kaiser vorgestellt, es läge da an der Grenze Holsteins ein kleines Küstenstädtchen, Lübeck genannt, das ihm bei einem Besuch auf deutschem Boden als Landungsplatz von mancherlei Wert sein und ihm ein häufigeres Zusammentreffen mit seinem geliebten Schwager erleichtern würde. Nötig sei nur, daß die kleine Ansiedlung seinem Reiche zugeschlagen würde, damit die Bürger nicht Umständlichkeiten bei seinen häufigen Besuchen machen, sondern ihm als ihrem Herrn gehorchen und ihn zu ehren sich allezeit gedrängt fühlen möchten.

Der Kaiser war stolz auf die schönen weißen Städte Spaniens mit den bunten Menschen und den vielen Schiffen, und es gefiel ihm sehr in den getäfelten Sälen zu Gent und Brüssel. Was dahinten im Nebel, wo sich die Wölfe gute Nacht sagen, passierte, konnte ihn — vorzüglich jetzt beim Wein — nicht ernstlich beschäftigen. Und so sagte er brüderlich gesinnt und in einer christlichen Freigebigkeit, gleichwie er ihm und seiner Schwester durchaus den Herzogshut zuzusprechen gedenke, so möge sein liebwerter Herr Schwager sich nur auch getrost das kleine Ding, nach dem ihm der Sinn stehe, aneignen und es seinem Reiche einfügen. Man könne irdische Güter auch als Kaiser nicht mit ins Grab nehmen; es gezieme sich vielmehr, wohlzutun und mitzuteilen, und seinen kaiserlichen Segen habe er.

Das geschah zu vorgerückter Stunde, in der man redselig zu werden pflegt.

Nun waren damals am kaiserlichen Hofe vielerlei Vertreter deutscher Städte und Landschaften und andere Würdenträger des Reiches versammelt, um dem höchsten weltlichen Herrn der Christenheit ihre verschiedenen Anliegen vorzutragen und Abstellung von Schäden — vorzüglich auch auf kirchlichem Boden — zu erwirken. Unter ihnen befand sich der Bürgermeister von Köln, in dessen Begleitung ein junger Schreiber, namens Detlev Krauthamel, mit herübergekommen war. Krauthamel war ein geborener Lübecker, ein Jüngling aus schlichter Familie, aber voll hohen Ehrgeizes. Der junge Mensch hatte einst in seiner Vaterstadt mit einem der lockeren Patriziersöhnlein, die gern die Wichtigkeit ernten, die die Väter säeten, Händel gehabt, in deren Verlauf das Herrlein einige schimpfliche Schläge auf das stramme Gesäß davongetragen hatte. Es waren daraufhin ärgerliche Treibereien von seiten der Geschlechterjugend gegen Detlev Krauthamel angezettelt worden, bei denen die Mütter auch die Väter aufgehetzt hatten, so daß schließlich Krauthamel, gerade als er von einer beglückenden Neigung für ein sittsames Töchterlein der Stadt sehr in Anspruch genommen war und schon den schönsten Ausgang seiner Bewerbungen hatte hoffen dürfen, seine heimlichen Wünsche vorläufig hatte begraben und die Stadt in Hast verlassen müssen. Deshalb grollte er dem heimatlichen Gemeinwesen und sann darauf, wie er den Junkern eines Tages mit Zinsen heimzahlen könne, was sie ihm an Aussichten und Plänen zerstört hatten.

Dieser Jüngling hörte, wie sein Herr, der Bürgermeister, einem andern Herrn ganz verstört erzählte, der Kaiser habe soeben seinem Schwager, dem Dänenkönig, ein „kleines Städtlein" geschenkt und damit Lübeck, das mächtige Haupt der Hansen, gemeint, von dessen Bedeutung er nie gehört habe. Wie sollte man dem Kaiser nun klarmachen, was für einen ungeheuerlichen Verrat am deutschen Wesen er ahnungslos begangen, welchen Schaden er dem Reiche und den Seestädten zuzufügen sich vermessen habe, und wie betrübend er das Wohl und den Frieden des Reiches zu untergraben sich unterfinge. Denn es sei nicht anzunehmen, daß Lübeck sich, ohne Widerstand zu leisten und den ganzen Norden in Aufruhr zu versetzen, der Entscheidung des Kaisers fügen und an Dänemark werde verschenken lassen. Wer wolle dieses aber dem Kaiser vorhalten und ihm seine Unwissenheit ins Gesicht sagen? Es sei gefährlich und undankbar, Große an ihre Schwäche zu erinnern und sie auf die Begrenztheit ihrer Einsicht und ihrer Kennt-

nisse aufmerksam zu machen. Kläglich den Kopf wiegend, als wisse er sich durchaus keinen Rat und fürchte, daß es bei dieser Schenkung, nun sie einmal geschehen sei, sein Bewenden werde haben müssen, verzog sich der würdige Mann mit seinem Begleiter, der ebenfalls zum Erbarmen seufzte, wenn auch gewiß mehr über den üblen Fortgang eigener Angelegenheiten als über Lübecks Auslieferung an Dänemark.

Der junge Schreiber hatte im ersten Augenblick frohlocken wollen. Die Grausamkeit des Rohlings auf dem Dänenthron war ihm zu Ohren gekommen, und er sagte sich, dieser werde gewiß unter die vornehmen Herren, die ihm so oft in die Parade gefahren waren, wie unter den schwedischen Adel mit blutiger Henkerfaust greifen, sobald ihm nur die Macht gegeben sein werde. Dann aber empörte sich sein deutsches Wesen gegen die seiner Vaterstadt zugedachte Schmach. Sollten die Stätten, an denen er als Kind sorglos fröhlich gewesen war, wo er geliebt und gesonnen, wo er — wie ihm erst jetzt voll zum Bewußtsein kam — auf das regsame, zupackende und sieghafte deutsche Wesen der seegewaltigen Hanse aus nächster Nähe mit Stolz geblickt hatte, um der Unwissenheit und Gleichgültigkeit des Reichsoberhauptes willen den Feinden überantwortet werden? Erbitterung und Rachedurst zerstoben wie Wogenschaum im Sturm vor der Empörung und brennenden Scham, die sich seiner bemächtigten. Und Krauthamel beschloß, den übertölpelten Kaiser unverzüglich eines Besseren zu belehren und ihn zu warnen vor verschmitzter Schädigung. Mochte er selber darüber in noch so arge Ungelegenheit geraten.

Detlev Krauthamel war ein im Komödienspielen nicht unbegabtes Bürschchen. Auch hatte er sich durch Übung eine gewisse Gewandtheit im Erreichen seiner Zwecke angeeignet, wie sie sonst vorzüglich Frauen eigen zu sein pflegt. Es war zweifellos richtig, und er konnte sich darauf sehr wohl besinnen, daß er sogar seiner auf diesem Gebiete von Natur ungewöhnlich beschlagenen Freundin dort hinten an der Trave manch einen kleinen bedeutsamen Erfolg abgejagt hatte, so daß oft am Schlusse eines solchen Ringens — woran er jetzt voll Rührung denken mußte — sie beide zu einem herzlichen Gelächter einander gar verliebt und begehrlich angestaunt hatten und aus nichts so sehr wie eben hieraus ihr schließliches Einvernehmen erblüht war. Dabei fiel ihm eben jetzt auch ein, daß ihm das gute Mädchen unlängst einen Brief geschrieben habe, der sein Selbstbewußtsein sehr hatte steigern müssen, denn sie hatte ihn darin — wenn auch unter neckischen Anulkungen versteckt — ihres fortdauernden Gedenkens an die winzigsten Vorkommnisse bei ihren gemeinsamen Unternehmungen gewiß gemacht. Auch hatte sie ihm in ihrer gesinnungstüchtigen Art mitgeteilt, sie bemühe sich mit vielem Erfolg, ihren Vater gegen die bösen Junker und ihre stocksteifen Herren Väter derartig aufzuhetzen, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, wann auch er zum Stadttor hinausgejagt werden würde. Dann werde sie selbst getreulich mit ins Elend wandern. Dieses „Elend" stellte sie sich durchaus als einen Himmel oder das Paradies vor, an dem der Rhein vorbeiflösse — falls sie den Berichten eines vielgereisten Mannes trauen dürfe — und das man überall im Lande mit dem Namen „Köln" benenne.

Der bedachtsame und findige junge Mann, in dem der Gedanke an diesen Brief mit einem Male eine unbändige Sehnsucht hatte emporwogen lassen, hatte schnell einen Plan entwickelt und brachte ihn unverzüglich zur Ausführung. Als er den Kaiser mit seinen Windspielen, in ehrerbietiger Entfernung von einigen Hofherren gefolgt, eine Galerie heraufkommen hörte, stellte er sich in eine Nische am Weg, schlug die Hände vor das Gesicht und krümmte sich zusammen wie ein völlig Verzweifelter, der für die ganze Welt weder Augen noch Achtung mehr hat. Sobald die Schritte der Sichnähernden vernehmlicher klangen, fiel er völlig in die Knie, hämmerte mit den Fußspitzen das Parkett und schluchzte und schrie wie ein ungebärdiges Kind, dem man sein Zuckerläppchen genommen hat.

Der Kaiser, ein kalter, hoffärtiger und nervöser Mann, dem nichts widerwärtiger sein konnte, als wenn jemand da Teilnahme von ihm erzwingen wollte, wo er welche zu fühlen sich von selbst nicht verpflichtet glaubte, drehte angewidert den Kopf weg und wollte schnell vorüber. Da aber erhob Krauthamel ein derartiges Geheul und raufte sich so wild die Haare, daß eines der schlanken kaiserlichen Windspiele, das noch nicht gelernt hatte, so aristokratisch zu übersehen wie sein Herr, interessiert herbeieilte, um den Verzweifelten zu beriechen. Der Kaiser pfiff, ohne hinzusehen, und sofort sprangen einige Hofleute herbei, um den Ärgernis erregenden Jüngling durch barschen Anruf zu vermögen, sich aus dem Wege zu räumen. Aber es war einige Verwirrung geschaffen, und die benutzte Krauthamel, sich dem Kaiser als ein Haufen Jammer vor die Füße zu wälzen, die Stirn gegen die Fliesen zu stoßen und zu schreien: „O, Lübeck! Lübeck! Lübeck! Nun ist alles aus. Alles ist aus! Lieber gar nicht leben als ewig fern von dir leben."

Als der Kaiser den Namen „Lübeck" hörte, stutzte er. Er witterte einen Zusammenhang dieser Verzweiflung mit seinem jüngsten Geschenk und fragte den Jammernden, was es mit der kleinen Stadt auf sich habe, deren Namen er so lächerlich in die Welt hinausschreie, als handle es sich um seinen größten Grützsack.

Sofort beruhigte sich der Jüngling, der sich der Hofleute tapfer erwehrt hatte, und antwortete so sanft wie entschieden: „Ihr waret niemals in dieser Stadt, kaiserlicher Herr, denn sonst würdet Ihr nicht von einer k l e i n e n Stadt reden. Es gibt in allen deutschen Landen keine zweite Stadt, gleich herrlich wie Lübeck. Leider sind seine Bürger so übermütig geworden, daß sie jeden, der

nicht zur herrschenden Kaste gehört, es aber trotzdem wagt, vor diesen Herren die Stirne hochzutragen, verfolgen und vertreiben.“ Er erzählte kurz und bescheiden, wie es ihm selber ergangen war, und fügte hinzu, daß er, der nun gezwungen sei, seine Tage in Köln zu vertrauern, bisher nur von der Hoffnung gelebt habe, einmal in die mächtige, die einzige Stadt zurückkehren zu können. Aber an diesem Tage habe er einen Brief erhalten, in dem ihm mitgeteilt werde, daß auch der Vater der ihm Anverlobten mit der Verbannung bedroht sei, und da Frauen zu beschränkten Geistes seien, als daß sie nicht überall schnell heimisch würden, wohin immer man ihnen ihr enges Haus baute, so sähe er seinen Lebenspfad klar und nüchtern festgelegt und wisse, daß er im Elend, in der Fremde enden solle. Er aber werde sich lieber den Schädel an einer Wand in Köln einrennen, als dahinter heimisch werden. Kaiser Karl betrachtete den Schreiber ohne Verständnis und voll Mißtrauen. Dann schüttelte er den Kopf. „Du scheinst trunken zu sein“, sagte er. „Köln ist die einzige deutsche Stadt, in der es sich leben läßt und eine der vier mächtigen Stützen meines Reiches; Lübeck ist nur ein Fischerdorf.“

Da lachte der Jüngling hell in seinen Jammer hinein. „Erzählte man so?“, rief er. „Köln ist eine redliche und muntere Stadt; aber einen Vergleich mit Lübeck hält es nicht aus. Der jüngste Ratsherr trägt bei uns den Kopf so hoch, als tausche er mit dem Kaiser selber nicht, und deshalb rächen sich die Herren bei Hofe gern einmal, aber der Herr Kaiser weiß, daß überhebende Worte aus einem Berg keinen Maulwurfshügel machen können.“

Der Kaiser war blaß geworden. Er winkte dem kundigsten seiner Hofleute und ließ sich über Lübeck Bericht erstatten. Der bestätigte vorsichtig und mit vielem Achselzucken alles, was der Jüngling Rühmliches von dem Haupte der Hansa berichtet hatte.

Als der Mann, wie zur Entschuldigung, daß es so sei, mit einem müden und vertraulichen Lächeln zu Ende gesprochen hatte, wollte der Kaiser sogleich unwirsch seinen Weg fortsetzen, wandte sich aber noch einmal zurück und fragte zänkisch: „Und jenes a n d e r e Lübeck? — das an der holsteinischen Grenze? — das Dorf oder Nest, das mein Schwager, der Dänenkönig, sich zum Landungsplatz ausgesucht hat, was ist es damit?“

„Damit ist gar nichts“, schrie Krauthamel. „Gar nichts. Das gibt es einfach gar nicht, oder vielmehr: das i s t gerade die große Stadt.“

„So!“, sagte der Kaiser nur und sah den Vorlauten scharf an, „Ihr habt eine Ahnung!“ Und dann entfernte er sich schnurstracks, ohne sich um seine Windspiele oder die Höflinge weiter zu kümmern. Gleich nachher befahl er, den Dänenkönig, seinen Schwager, zu ihm zu rufen.

Ob der den Kaiser — oder ob dieser den König endgültig aufgeklärt hat, darüber verlautet nichts Gewisses. Doch erfuhr man bald, Kaiser Karl habe sich mit dem König Christian Lübecks wegen überworfen. Der Kaiser habe vorher so getan gehabt, als wollte er diese mächtige Stadt dem König schenken, was ja kein Verständiger für ernst gemeint habe nehmen können. Der andere habe sich vor ihm nur in seiner ganzen Hinterlist und Habsucht entpuppen sollen. Er selbst aber habe sich von vornherein dadurch sichergestellt, daß er ihm nur das k l e i n e Lübeck kraft seines Kaiserwortes geschenkt habe. Auch jetzt noch gestatte er ihm, es sich zu nehmen, falls er es fände. Im übrigen erfuhr man, daß der Kaiser seinen ehemaligen Geschichts- und Geographielehrer, erbittert über dessen unverantwortliche Unwissenheit und seine an Landesverrat grenzende Pflichtvergessenheit beim Vortrag, ins Gefängnis habe werfen lassen.

So wurden Lübecks wie des Kaisers Majestät und Würde gerettet, als sie nahe daran waren, beiden abhandenzukommen.

Detlev Krauthamel, der nicht weiter beachtet wurde, lachte sich ins Fäustchen. Er schrieb schleunigst an seine Herzallerliebste, sie möge sich unter keinen Umständen aus Lübeck vertreiben lassen. Es sei unsinnig und nicht zu entschuldigen, wenn man vor der Wichtigtuerei einiger Junker das Feld räumen wollte. Seitdem er ihren Übermut nicht mehr gelegentlich dämpfe, hätten ihr Dünkel, ihre Tücke und ihre Unzulänglichkeit fast dazu geführt, daß der Kaiser, empört über die unbequemen Herren, Lübeck an Dänemark verschenkt hätte, wenn er, Krauthamel, nicht eingegriffen hätte, worüber er sich noch des näheren mündlich zu äußern gedenke. Denn er werde demnächst nach Lübeck zurückkehren, um sie heimzuführen.

Und er kehrte heim, denn bald nachher erhielt der Bürgermeister von Köln von der kaiserlichen Kanzlei einen vertraulichen Wink, es stände da in seinen Diensten ein Mensch, ein anmaßender Gesell voll unklarer aufrührerischer Ideen und respektloser Besserwisserei. Man warne sehr vor dem Burschen und würde es gern sehen, wenn der Herr Bürgermeister sich im Hinblick auf ein ersprießliches Zusammenarbeiten des unbequemen Individuums entledige. Der Anregung wurde entsprochen und Krauthamel, der damit sehr zufrieden war, mit einer besonderen Belohnung für treugeleistete und gute Dienste in seine Heimat entlassen. Christian II. wurde sowohl trotz wie wegen seines Wütens der Krone für verlustig erklärt und, da auch der Einspruch seines Schwagers, des Kaisers, nichts fruchtete, auf Alsen in einem festen Turm untergebracht. In dem säße er noch heutigen Tages, wenn die Lübecker sich nicht inzwischen seiner erbarmt und ihn herausgelassen hätten.

GEDICHTE VON ABRAM ENNS.

GEDENKEN.

Die Nacht ist milde, noch nicht Maiennacht.
Es kühlt ein rasch verrauschter Wetterregen
vom Abend noch im steten Zug der Luft.
Der Mond wacht hinter ruhendem Gewölk.

Mit dem verwehten Froschsang steigt Gefühl
entbehrender Erinnerung empor
und fast gewaltsam übermannt der Duft
vom feuchten Knickholz, mich mir selbst entreißend.

Der Duft vergessener Wanderungen scheint's.
Doch ist das dämmerliche, halberhellte
und weite Wiesental erschauernder
als die Erinnerung irgendeiner Zeit.

Der saftdurchströmten Rinden herber Duft
hat ein Gefühl aus nichts in mir entfacht,
und aus Verlangen greift das Herz nach dir,
als könntest aus der Ferne du dies mildern.

WEGBESINNEN.

Nun bin ein Wegstück weiter ich verschlagen.
Die sanften Hügel dämmern hin zur Nacht.
Der Wind hat alle Zweige leergemacht,
der Herbstwind, der die kahlen Hügel streift.

Nun bin ich auf und von, hierher verschlagen.
Beseeltes Leben spricht mich an, doch fremd,
berückend fremd; von Schauder überströmt
fühl ich mein Wanderlos, mein leeres Los.

Und aus der Flüchtigkeit, dem Flüchtlingsjagen
treibt durch Epochen mich mein sehnend Herz.
Aus aller Vielheit, aller Kühlheit kehrt's,
aus Schwelgerei und Schwülheit heim zum Lied.

SEPTEMBERMITTE.

Septembermitte —
und niemand spinnt uns die silbernen Fäden.
Nieder,
an Strähnen der wölkigen Tage,
sickert die Trauer,
reicht
unsrer seltsamen Gier
Lust, die wir lieben:
zu träumen, zu starren in frühe Dämmerung,
frühentzündetes grünes Laternenblinken.

SOMMER DES KNABEN UND MANNES.

Die Linden blühn.
Und Sommerwind trägt Duft herüber
von den Bäumen.
Ein Alp des Sommers fällt den Knaben
süßschwer ins rauschende Blut.

Betäubt und töricht schlürfen
den Hauch der Abendluft und schauen
zum Mond sie, wandeln,
sind mildgestimmt
in einsamer heimlicher Gier.

Die Linden blühn.
Doch fernher rauscht dem Manne ihr Duft
aus den Jahren.
Das blütenbehangene schwere Wiegen der Wipfel
summt einer sicheren Liebe
und anderem Sinnen,
den Gedanken,
die Jugend und Alter im Takte des Bluts erraten.

Die Linden blühn
und Abendwind weht in der Kühle.
Der Mond hängt schon in silbriger Höhe
über den Bäumen.
Einst liebt' ich die glühende Röte
des stillen zaubrischen Aufgangs
im Lichte der fallenden Nacht,
in die wir hineingeträumt
akazienduftüberströmt.

VOM BAUM DER ERKENNTNIS.

Erhobene wir,
enthoben göttlicher Eintracht, die
auch unser war
im Frieden
des einen, verwobenen Allseins,
entrissen sind wir der Natur.

Verbunden ihr,
wie jedes Stück Gestein dem Erdball eingefügt ruht,
entriß der Lavastrom des Denkens dieser Ruhe,
Gefügtheit
das Menschenherz.

Herausgeschleudert,
zerlöst in ekelhafte Trümmer
sehnt
zum Ganzen
sich unser irres Herz.

ZEITBESINNEN.

Die Zeit kehrt jeden Augenblick,
sie steigt und fällt und flieht.
Auch unser Fühlen steigt und fällt
und lodert auf im Augenblick.

Ach, unser Herz hält nicht die Ewigkeit.
Wir fliehn im Strom, der niemals ruht.
Es steigt und fällt im Atemzug die Brust,
es tanzt darin das bange Herz und fragt.
Wir leben zwischen Augenblick und Ewigkeit.

MICHAELIS.

Von Professor Dr. Richard Karutz.

Am 29. September verzeichnet der Kalender „Michael". Ein Name nur und weniger als das, ein Wort nur, wenn überhaupt des Lesers Blick ihn faßt und nicht am Datum und am Wochentage hängen bleibt. Denn unserer Zeit ist alles Wirkliche zum lächelnden Zweifel geworden. Hinter alles, was Kunst und Religion und Wissen ihr sagen, setzt sie ihr Fragezeichen „kann sein", die Welt der Gedanken ist ihr ein Spiel der Phantasie, die Welt der Sprache ist ihr eine Formelmasse für den Handgebrauch, ohne Inhalt, ohne Sinn, ohne geistigen Ursprung oder geistige Kraft. Mancher Kalender bringt deshalb schon gar nicht mehr die alten Namen, die doch niemand sucht oder kennt, sie verschwinden und werden vergessen. Auch Michael ist fast vergessen. Selbst als konventionelle Zeitbestimmung kam er außer Gebrauch: Herbstferien, Herbsturlaub, Herbsttermin treten an die Stelle von Michaelisferien usf., die früher allgemein üblich waren und eine besondere Bedeutung zum Beispiel noch hatten, als die Schule noch nicht zum einjährigen Klassenplan übergegangen war. Im Anfang meiner Gymnasialzeit lief sein Rhythmus halbjährlich ab, wir waren „Alte" und „Neue" in jeder Klasse, Ostern und Michaelis wurde versetzt, Michaelis war so wichtig wie Ostern. Freilich war es auch uns, im protestantischen Norden, nur mehr eine Bezeichnung für einen Jahresabschnitt, war eine Kalenderangelegenheit. Vom Michael wußten wir nichts.

Einst war es anders. Im christlichen Heiligenkult läßt sich der Michaelstag weit über ein Jahrtausend zurückverfolgen, und wenn wir seinen geistigen Wurzeln nachgraben, kommen wir in ferne sogenannte vorgeschichtliche Zeiten Europas und in die ältesten Kulturen Vorderasiens hinein.

Die Menschen des vorchristlichen Mittel- und Nordeuropa feierten alljährlich zur Herbstzeit ein Erntefest, mit dem sie das Wirtschaftsjahr, das hinter ihnen lag, beschlossen und alle Not und Arbeit, alle Sorgen und Freuden, Hoffnungen und Enttäuschungen, das es ihnen gebracht, in einem einzigen Hymnus begruben. Sie grüßten in demselben Augenblick das kommende Jahr und stellten sich willig und wissend in den Rhythmus, der im Kommen und Gehen der Jahreszeiten, im Auf und Ab des Lichtes und der Pflanzenwelt ihr Leben bestimmte. Sie stellten nicht einfach fest, daß die Erfahrung wieder recht behalten hatte, daß auf den Sommer der Herbst und auf den Herbst der Winter folgt, sie registrierten keine Barometerstände, sie paßten ihre Gemeinschaftsangelegenheiten, ihre Termine, ihre Zahlungen, ihre Lohnfragen, Gesindewechsel und dergleichen nicht zufälligen, zwar oft wiederholten, aber jederzeit unsicheren Beobachtungen an; ihr Gruß kam aus dem Wissen und ihr Wissen kam aus dem Leben im Rhythmus selbst, aus dem unmittelbaren Zusammenbringen ihres eigenen Wesens mit der Umwelt; ihr Gruß galt nicht einem toten mechanischen Rade, das sich in Wärme und Kälte ausdehnt und zusammenzieht, das sich infolge von Verdünnung und Verdichtung von Luft hierhin und dorthin dreht, er galt vielmehr einem göttlichen Schaffen, einer geistigen Tat. Götter regelten ihnen die Zeiten, führten Pflanzen und Tiere und sie selbst, die Menschen, durch den Lauf des Jahres, wirkten ihnen das sichtbare Geschehen des keimenden Frühlings, des tragenden Sommers, des reifenden Herbstes, wirkten aber ebenso im Welken und im Sterben des Winters, in dem sie das neue Leben vorbereiteten. Sterben und Leben in der Natur war nur äußerliche Wechselerscheinung rhythmisch pendelnder göttlich-geistiger Kräfte ewig dauernden Seins, ewig sich wandelnder Form.

Darum, weil alles Naturgeschehen ihnen ganz selbstverständlich die Tat geistiger Wesen im Kosmos war, verbanden sie mit den Herbstfeiern die Totenfeiern, die Gedenktage, die im heutigen Allerseelen nachklingen und alljährlich von der Gesamtheit einer Gemeinschaftsgruppe im Volke für ihre Toten gehalten wurden. Drei Tage lang währte im Herbst diese allgemeine Totenfeier, an der zum gemeinschaftlichen Ausdruck kam, was jedermann wußte: die Toten sind nicht tot, so wenig wie die winterliche Natur, ihr Geist lebt weiter, so sicher der Geist der Natur im Winter weiterlebt, er schafft weiter wie es dieser tut, schafft mit ihm an der Lebenserneuerung, die im kommenden Jahre sichtbare Erscheinung werden will, schafft an sich selbst die Vorbereitung auf ein neues Leben in der physischen Welt. Die Toten sind nicht tot, weil des Menschen Wesenskern Geist vom ewigen Geiste ist; grauer Herbst und dunkler Winter sind nicht der Tod, weil sie Entwicklungsformen des lebendigen Geistes selbst, Taten geistiger Mächte sind, wie der bunte Frühling und der gleißende Sommer. Frühere Menschen erlebten diese Mächte als das eine göttliche Wesen, das über des Jahres Schicksal, über die Vegetation und ihren rhythmischen Ablauf bestimmt. Im Jahre 1249 noch gelobten preußische Bauern dem päpstlichen Legaten Jakob von Lüttich, sie wollten nicht länger „dem Alten", einem Gottesbilde, das sie alle Jahre nach eingebrachter Ernte sich machten, opfern; und bis in die neuere Zeit band man die letzten Roggengarben zu einer Puppe zusammen, die man den „Alten" oder auch den „Großvater" nannte, umtanzte sie und nahm sie zum Tanz auf den Arm, hängte sie in der Scheune auf und verwahrte sie da, um sich Haus und Hof zu schützen. Der Vegetations- und Jahresgott lebte also den Menschen, die das Herbstfest feierten, realgegenwärtig, die heutige materialistische Zeit hat alles vergessen, was sie besaß, weiß nichts mehr über das, was sie tut, und tut nicht einmal mehr etwas, über das sie etwas wissen

sollte, sondern lebt gedankenlos, freudlos, lieblos im Wechsel von Arbeiten und Nichtarbeiten dahin, statt in einem als sinnvoll erkannten Lebensrhythmus. Jenen Wissenden aber lebte er in allem, was sie in der Natur umgab, lebte er auch im eigenen Innern, das zusammengeflossene Kraft des Geistes ist, in den Wachstumskräften der äußeren Natur wie des eigenen Körpers, in dem rhythmischen Atmen der Erde wie der eigenen Brust, und die künstlerischen unter ihnen formten aus einem natürlichen, wollenden Hindrängen zum plastischen Gestalten dieses Einsseins mit den geistigen Kräften göttlicher Welten zum Bilde, das eben wegen dieses Einsseins nichts anderes sein konnte als das Spiegelbild des menschlichen Körpers, formten „Götter", an die sie im Opferkult, im Dank- und Bittgebet herantraten. Erlebten sie mehr die schöpferischen Gottkräfte draußen in der Natur, so nahmen sie die Gottheit selbst zum Stoffe ihres Bildes, die Kornähren, in denen ja der Geist selbst noch wirkend lebte, der den Keim aus der Erde zum Lichte herausgezogen und zur Entfaltung gebracht hatte. Da war die Einheit eine vollkommene geworden und im tiefsten Frommsein begriffen, die göttliche Kraft in sich selbst, in der außermenschlichen und in der menschlichen Natur, die Kraft, die, wenn die Natur im Herbst zum Sterben kommt, nicht mitstirbt, sondern weiterlebt und -schafft für einen neuen Frühling. Die Zeit, die von keinem Geiste mehr weiß, vermag mit den Strohpuppen nichts anderes anzufangen als Scherz und Spiel; sie hält sich an die Überlieferung, weil es ihr noch gar sehr um die Ernte geht, aber um was es ihr geht, ist nur das magenfüllende Brot, ist nicht mehr geistige Kraft, geistige Einheit von Gott und Erde im Menschen und im Korn.

Die nordischen Menschen nannten die göttlichen Schöpferkräfte des vegetativen Jahres Tio und meinten jene kosmische Wesenheit, die nicht selbst der Geist der Sonne ist, aber deren Schwert der Sonnenstrahl ist, die also mittels der Sonnenkraft streitet, ein Bote, ein Verkünder, ein Vorkämpfer des Sonnengeistes.

Der rhythmische Jahreslauf, der im Wachsen, Blühen, Welken der Vegetation seinen sichtbaren Stempel der Erde aufdrückt, schreibt auf die Tafel des Himmels das Kommen und Gehen des Sonnenlichtes, die Menschen der vorchristlichen Herbstzeitfeiern wußten, daß es ein und dieselbe Schrift ist, daß der Geist der Sonne alles Grünen und Reifen auf der Erde wirkt und daß er wiederkehren wird, mag auch jetzt der Wind über die kahlen Stoppeln seine kalten Schauer fegen, mögen in den nackten Bäumen die Äste knacken und brechen, mögen weiße Schneetücher über Wald und Feld sich legen. Von der Gewißheit der Wiederkehr erzählen die Bräuche des Volkes, das Fackeln entzündet, Bergfeuer ansteckt, brennende Räder zu Tal rollen läßt oder Lichtfeste feiert, wie „die Vermählung der Kerze", die „Vermählung des Kamins" in Rußland, die der materialistischen Wissenschaft als Ausdruck einer äußeren Jahres- und Hauswirtschaftseinteilung, eines Wiederabhängigwerdens von künstlicher Beleuchtung beim Kürzerwerden der Tage gelten, aber in Wahrheit ein frohlockender Jubel der wissenden Menschenseele über die Wiederkehr des Lichtes sind.

Woher aber wußten sie es, da doch nach den Ernte-, den Herbstfeiern die Welt zunächst noch immer dunkler, immer kälter, immer lebensärmer und müder wurde? Sie wußten es, weil sie noch in das Reich des geistigen Geschehens im Kosmos hineinblickten und dort im unmittelbaren Anschauen eine Geistigkeit wesen sahen, die ihnen jene Gewißheit gab, ihnen die Wiederkehr des Sonnengeistes kündete, sie auf die Wintersonnenwende hinwies, nach der dann auch das physische Auge ihn näher und näher kommen sehen würde. Diese Wesenheit, die ihnen als Vegetationsgott, Jahresgott erscheinen mußte, weil sie den Sonnengeist selbst noch nicht sahen, die aber nur dessen Verkünder und Vermittler ist, eben jener Tio war es, von dem noch das Mittelalter sich Bilder machte, dem es opferte und in feierlichen Umzügen Verehrung entgegenbrachte. Dieselbe Wesenheit hatte der alte Orient in den geistigen Welten anschauend erlebt, er hatte sie Michael genannt. Aus dem Orient brachte das Christentum Wissen und Namen von ihr nach dem Westen, der Westen erkannte in ihm denselben Jahresgott, den er selbst von altersher verehrte, und übertrug auf ihn, was dieser ihm im Leben bedeutete, auf seinen Tag, den „vierten Hochfesttag", als den das Mittelalter ihn dem Weihnachten, Ostern und Pfingsten vollwertig anreihte, die Festbräuche, mit denen er den Tag begangen. Sein Jahrgott hieß nun Michael, Michael ist es nun, der das Wetter des kommenden Jahres voraussagt, indem er am 29. September Wind oder Kälte oder Wärme mit sich führt. Michael ist es, den man in christlichen Kultformen feiert, während die älteren vorchristlichen Formen, aus denen der ursprüngliche Sinn religiöser Verbundenheit, die Kommunion eines Bitt- und Opferganges zum Gotte schwand, zu profanen Gepflogenheiten herabsanken. Da wird geschlachtet, gebraten, gebacken, getrunken, wird getanzt und gescherzt, wird so recht ausgiebig gekirmeßt. Nur in den Formen des Gebäcks, das hier und da am Michaelstage gegessen und ausschließlich für diesen Tag gebacken wird, erkennt man Reste alter Opfergebräuche wieder.

Ein und dieselbe Wesenheit der geistigen Welten, vom Westen Tio, vom Osten Michael genannt, sah die vorchristliche Menschheit am Werke, wenn das Jahr sich rundete, wenn es welkend hinsank und ein neues schlummernd und träumend dem Wachen entgegenlebte. Man hat gesagt, die christliche Kirche habe die Figur des Erzengels Michael dem heidnischen Gotte Tio substituiert, um die Heiden für sich zu gewinnen und das Christentum ihnen schmackhafter zu machen. Das ist aber äußerlich gesehen. Möglich war das wieder nur deshalb, weil in Wahrheit beide ein und

dieselbe Wesenheit sind und weil, als das Christentum zu Kelten und Germanen kam, deren Seher aus übersinnlichem Schauungsvermögen die Einheit beider vor sich sahen und unter dem starken Eindrucke dieses Erlebnisses sich zum Michael bekannten, den eine überlegene Zivilisation ihnen brachte.

In eigentümlicher, geheimnisvoller Weise weist das Wort hier auf Zusammenhänge hin. Die Wissenschaft macht es wahrscheinlich, daß das altheidnische germanische Herbstfest das Mikkel, das heißt das große Fest, hieß, von jenem Wort für groß, das im Gotischen, Althochdeutschen, Griechischen, Lateinischen ähnlich lautet; sie fand damit mehr, als sie selbst sah. Pfannenschmid bemerkt dazu in seinen „Germanischen Erntefesten" „der hebräische Name Michael, d. i. Wer ist wie Gott, ist selbst ohne Zweifel durch ein gleichklingendes deutsches Wort dem deutschen Ohr und dem deutschen Volksbewußtsein vermittelt worden". Aber es paßt hierauf die sonst gemachte Bemerkung, daß die sogenannte exakte Wissenschaft uns einen naiveren Wunderglauben zumutet, als das von ihr bekämpfte Dogma. Sie müßte wahrlich ein wunderbarer Zufall sein, solche Klangähnlichkeit, und es heißt andererseits, den Menschen jener alten, tiefreligiösen, tiefinnerlich erlebenden Zeiten unberechtigterweise eine spielerische Äußerlichkeit zuschreiben, wenn man behauptet, sie hätten ihren führenden Schutzengel, die höchste aller geistigen Wesenheiten nächst dem Sonnengotte, den Vorkämpfer des Sonnengottes einer Wortklangähnlichkeit unterstellt. Die Ähnlichkeit geht viel tiefer als bis zum Klang, sie geht bis zum Quell des Wortes, bis zum Wesen seines Sinnes, bis zum Urmenschlichen, das Sinn und Klang aus kosmischem Wissen und Taten geformt hat.

Das Michaeli-Erlebnis war unter den Menschen der ersten christlichen Zeit ein ganz starkes. Der gewaltige Eindruck der apokalyptischen Enthüllungen aus Welt- und Menschheitszukunft hielt sie im Bann und beherrschte ihre Bilderwelt, in dieser aber leuchtete vor allen anderen der Michael heraus. Warum aber war das so, warum — als letzte Frage — konzentrierte sich gleichsam die Apokalypse im Michael? Weil er eine reale Wesenheit der geistigen Welt ist, die von sich aus im freien Wollen dem Gesichtskreis des hellseherisch schauenden Menschen nahekommt, wenn es nottut, daß dieser Botschaft von ihm erhält. So war es ein Jahrtausend früher schon einmal gewesen, in der persischen Zeit und, durch sie, im Israel der Propheten. Da hatte der Blick in die geistige Welt an der Spitze aller Hierarchien den Amschapan Vohumanô, den Erzengel Michael schreiten und ihn, mit Sonnenkräften ausgerüstet, den Kampf mit dem Drachen, der Schlange, der Finsternis siegreich bestehen sehen. Jetzt, ein Jahrtausend später, schauten ihn die Menschen wieder. Vom dritten nachchristlichen Jahrhundert etwa ab kommt er ihnen näher und näher, sie sehen ihn immer deutlicher, sehen seinen siegreichen Kampf, fühlen seinen helfenden Arm und stellen sich unter seinen Schutz. Er, der den Drachen getötet, mußte auch ihnen helfen können, die, wie er in der geistigen Welt, so hier auf der physischen im Kampfe mit dem Drachen standen. Die Kirche baute ihm Gotteshäuser und Wallfahrtskapellen von Vorderasien über Italien bis zu den keltischen Küsten des Atlantik. Zumal aber in Deutschland scharte man sich um ihn, sein Bild ging, auf Flaggentuch gemalt, Kriegern und Wallfahrern voran, der „Herzog Michael" stritt für die Deutschen, sein Name erklang in trotzigen Kampfliedern und in frommen Pilgerchören, jene machten den deutschen Michael zu einem Ehrennamen, die Litaneien der Wallfahrer, in denen der Michael ständig wiederkehrte, aber ließen ihn zu einem Spottnamen werden, den die Ausländer den Deutschen beilegten. Die Psyche der wandernden Pilger, die nicht immer in die Zeit und in den Ort sich schicken konnten, tat das ihrige. Sieht man genau hin, so waltet damals schon derselbe Gegensatz zwischen den Deutschen und dem Auslande wie heute, jene Psyche, die den „tummen teutschen Michel" verschuldete, ist die Psyche unseres verlorenen Krieges und unserer Not von heute.

Noch 1551 meinten die — protestantischen — Magdeburger, als sie belagert wurden, der Held Michael streite für sie, reite ihnen voraus und vertreibe die Feinde, die ihn auf weißem Rosse reitend an der Spitze der ausfallenden Soldaten kämpfen sahen. Dann verschwand der Michael wieder aus der geistigen Schau der Menschen, bis er zum dritten Male, heute, nach einem halben Jahrtausend etwa, in ihren Gesichtskreis zurückkehrt.

Es sind heute bereits hellsehende Geistesaugen da, die den Michael schauen, und sie werden in immer größerer Zahl da sein, wenn das neue Bewußtsein unseres Zeitalters, das neue wache Hellsehen sich verbreitet. Denn es sind Zeiten der Not, des Dunkels; sie brauchen den Wegweiser zum Licht und zur Erlösung, den Helfer zum Licht, den Künder der Sonne, die Mitteleuropäer, die Deutschen. Und Michael folgt seiner Schicksalsnotwendigkeit. Dieselbe Geistwesenheit, deren Kampf mit dem Drachen die babylonische Zeit erlebte und die Apokalypse verkündete, tritt er nun in den Bereich der irdischen Welt, den Menschen ein Helfer in einem neuen Kampf mit den Mächten der Dunkelheit zu werden.

Denn der Drache ist die Dunkelheit, das heißt das dem Lichte polar Entgegengesetzte, die gesamte physische Welt, das Chaos im Gegensatz zur geistigen Welt, insofern alles physisch Sichtbare seine eigene Polarität im Leben des Lichtes, des Urgeistigen ist, der Gang des Menschen durch die irdische Welt, insofern er — notwendig zum Wissen, zur Freiheit — unter der ständig drohenden Gefahr verläuft, die Erinnerung an das Licht zu verlieren, die Rückkehr zu ihm zu vergessen, die

Körperlichkeit als ein Endgültiges statt eines Vorübergehenden anzusehen. Deshalb kämpfte Michael, der Vorfechter des Sonnengeistes, schon in den geistigen Welten mit den Mächten, die den Menschen zum vorzeitigen Herunterstieg zur Erde verleiteten und ihn dauernd an das Irdische fesseln wollen. Dem Menschen selbst aber trat er als Tröster, Führer, Helfer zur Seite, indem er in ihm die Gewißheit wach erhielt, der Sieg sei ihm sicher.

Der Ausgang alles Lebendigen vom Geiste, die Herkunft des Menschen aus dem Geiste ist ursprünglicher allgemeiner Wissensinhalt der Menschheit. Die physische Welt verschüttete allmählich dieses Wissen, dämmerte die Erinnerung ab, untergrub den Boden, auf dem einst festbegründet die Gemeinschaft mit den göttlichen Geistkräften des Kosmos ruhte. Daß sie nicht gänzlich auseinanderbräche, dazu kam die Michaelwesenheit in Erdennähe, so daß die schauenden Seher der Völker sie erkennen, sie fragen und von ihr die beruhigende Antwort des Sieges über den Drachen empfangen konnten. Bei den Kelten und Germanen erhielt sich so die Erinnerung an den Weltengeist, der sich im Herbste seine Kräfte sammelnd zurückzieht, um im Frühjahr neues junges Leben zu treiben; ganz dämmerhaft erhielt sich eine alte Erinnerung an einen Drachenkampf des Lichtes, der in ferner Zukunft auf neuen Welten zum Siege des Lichtes führte; gegenwärtig aber erhielt sich ein starkes Erleben der vegetationbeherrschenden, die Jahreszeiten mit allen ihren Erscheinungen führenden Geistkräfte, und in den Herbstfeiern verdichtete sich dieses Erleben zum Gemeinschaftskultus. Auf den Herbst verlegte deshalb das Konzil zu Mainz vom 9. Juni 813 den Michaelstag, den das Christentum vorher an zwei verschiedenen Terminen des Frühlings begangen hatte, er wurde seitdem am 29. September gefeiert und steht da noch heute, wenn auch nicht in der Seele, so doch im Kalender. Aber er gehörte in die Seele hinein. Gerade heute.

Die Zeiten sind andere geworden. Seit jenen Kämpfen des Michael in den geistigen Welten, die der Babylonier schaute, von denen die Apokalypse berichtet und der Germane letzte schwache Erinnerungen besaß, hat das menschliche Bewußtsein auf seinem Weg vom schauenden wissenden Leben im Geist zum anschauend erkennenden Leben aus dem Geiste den entscheidenden Schritt von der Bilderwelt in die Gedankenwelt getan. Früher ein Mitreisender auf dem Schiff, das der fließende Lebensstrom dahinträgt, hatte sich der Mensch ausgeschifft und beobachtete nun von draußen den Lauf der Fahrt. Oder um ein anderes Bild aus unserer physischen Umgebung zu gebrauchen: Wie wenn jemand die heiße, wasserschwere Luft eines Palmengewächshauses atmet und in dem tropischen Wuchern, Treiben, Quellen und Drängen darin, das wie ein einziger Jubelschrei gesteigerter Kraft dem Leben entgegenjauchzt, sich wohlig und warm umfaßt fühlt, den mächtigen Schwung des vegetativen Daseins mitschwingt, das aufschießende Wachsen mitwächst und mit den breit sich dehnenden Wedeln die eigenen Arme weit ausbreitet, den ganzen Rhythmus des großen kosmischen Lebens in sich erfühlt und in sich seiend weiß — und wie wenn der nun die Tür des Gewächshauses öffnet und in die kalte Winterluft hinaustritt, sich mit einem Ruck auf sich selbst zurückgestoßen, auf sich selbst gestellt sieht, sich besinnt, aufwacht gleichsam und nun nachdenkend auf das zurückblickt, was er drinnen erlebt, und es sich zur bewußten Vorstellung bringt.

So trat der Mensch aus der Bilderwelt in die Gedankenwelt hinüber. Je weiter er in dieser vorankam, desto weiter blieb jene, blieb das warme strömende Leben der geistigen Kräfte, das er nicht mehr mitströmen, nicht mehr mitleben konnte, für sein Bewußtsein zurück. In diesem Sinne wurde die Seele arm, mochte ihr die physische Welt der Gedanken sonst auch noch soviel Reichtümer entgegenbringen. Die Stunde zeigt, wie arm sie geworden ist, wie hoch der Drache sein Haupt wieder erhebt. Es gilt einen neuen Kampf des Michael mit ihm, daß er nicht übermächtig werde und aus der physischen Welt ein ewiges Grab des Geistes mache.

Aber wie! Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen und soll nicht ungeschehen gewünscht werden, denn es war zu seiner Zeit sinnvoll. Es muß nur in seinem Sein und Sinn erkannt und aus dieser Erkenntnis heraus fortgeführt oder überwunden werden, damit der Sinn sich erfülle. So auch der Weg des Menschen durch das Dunkel der physischen Welt, durch das Reich des Drachen. Ein neuer Kampf des Michael kann nicht so sein, daß er in den geistigen Welten allein ausgefochten wird und der Mensch ihm zuschaut, sondern nur so, daß der Mensch ihn in seinem eigenen Ich, im Innern seines eigenen Geistwesens mitkämpft. Der Mensch muß sich zu der Erkenntnis hindurchringen, daß er selbst das Drachendunkel nötig hatte, um zum Bewußtsein aufzuwachen, daß er an sich arbeiten muß, um diesen Sinn seines Erdenlebens zu erfüllen, daß er alle Feinde, die ihn hindern wollen, zur bewußten Erkenntnis des Geistes und mit ihr zur moralischen Freiheit zu gelangen, bekämpfen muß. Der Feind der Stunde ist der Materialismus, der unsere innere Not und mit ihr unsere äußere Not verschuldet hatte. Ihm muß deshalb der Kampf gelten. Vor hundert Jahren sahen sich unsere Großväter und Urgroßväter, dem Zeitbewußtsein entsprechend, vor einem „Aufruf an mein Volk“; heute muß jedermann im Volke einen „Aufruf an Mich selbst“ erlassen. Daß er dem Aufruf folge, ist seine Sache; daß er, wenn er ihm folgt, einst siegen wird, das kündet ihm der Michael, den die Seher unserer Tage schauen. Die hellsehend Wissenden aller Zeiten erlebten den Michael als den Jahresgott, als den Künder des siegenden lichten Lebens, das nach der Wintersonnenwende sichtbar der Erde zurück-

kehrte; die hellsehend Wissenden unserer Zeit erleben den Michael als den Künder dessen, daß der Sonnengeist in uns erstehen will und wird, und daß wir mit ihm in uns den Drachen besiegen können und werden. In diesem Sinne könnte ein neuer Michaelisfeiertag als Aufruf und als Leitstern für den Dornenweg des Menschen von heute die Müden und Zagenden wie die Unverdrossenen und Unentmutigten in ihr neues Jahr geleiten, könnte der zur leeren Schale eines Wortes vertrocknete Kalender-Michaelistag des 29. September sich mit neuem Geist im alten Sinne und mit neuem Sinn im alten Geiste füllen.

Michaelis entspricht jahresrhythmisch dem Ostern; ich sagte im Anfang, wie noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im äußeren Schulleben beide von der gleichen Wichtigkeit waren. Sie sollten von einer neuen gleichen Wichtigkeit für die Erkenntnis der inneren Entsprechung werden. Dem lebendigen Frühling, der in den Sommertod führt, entspricht der sterbende Herbst, der in das Winterleben leitet. Dort stirbt aus dem Geistigen die Materie heraus, hier stirbt die Materie zum Geistigen hin. Eine Michaelisfeier als Gedenktag für das Leben des Geistes im Tode ergänzt die Osterfeier als Gedenktag für die Auferstehung des Geistes aus dem Tode zwar nicht — denn der Geist stirbt nicht —, aber aus der todvertäuschenden Metamorphose.

So rundet sich das Jahrerleben für die Menschenseele, die sich mit Erkenntnis gefüllt hat. Die Schlange beißt sich zum Ringe gerollt in den Schwanz. Der sinnlich wahrgenommene Rhythmus der vegetativen Jahreserscheinungen schlägt mit dem innerlich geschauten Rhythmus des Geistigen, dessen Gleichnis das Vergängliche ist, die Brücke zu einem neuen Lebenswillen, dem Willen zum Leben und Sterben im Geist. Der Kalendertag des 29. Septembers wird zu einem Geburtstag des Erkennenden; zugleich wieder zu einem rechten Namenstag im Zeichen der Michaelgeistigkeit, die seit Jahrtausenden von schauenden Menschen als Helfer gewußt ist, als Helfer „Gottesvater“ „Gevatter“, zum Geist, als Helfer zum Christus hin. Der Michaelistag weist auf den Weihnachtstag.

STIMMEN.

ERFÜLLUNG.

So hat dir's Gott gegeben.
So lebe du dein Leben,
Darin Er sich verbirgt.
Und Liebe sei Enthüllung
Und Liebe sei Erfüllung
Des Sinnes, den es birgt.

STILLE.

Noch in die letzte Stille klingt es fort.
Was war es nur? Ein Klang, ein Duft, ein Wort?
Und ist mir doch, als könnt' aus Weltenweiten
Es alles Lebens Sinn und Rätsel deuten.

NÄH' UND FERNE.

Was du tatest, was mit dir geschah, —
Ach, du fühlst nur immer die Versäumnis.
Näh' ist Ferne, und die Ferne nah:
Sinn und Ziel und Ende — bleibt Geheimnis.

Paul Brockhaus.

KLÖNEMANN.

Eine lübische Gespenstergeschichte von Otto Anthes.

In der Königstraße zu Lübeck steht ein Haus, in dem bis in die neueste Zeit ein Spuk umging. Es war ein regelrechter und ordentlicher Spuk. Er war nicht kleinlich. Er hielt sich nicht ängstlich an die sogenannte Geisterstunde, aber er begab sich doch, wie es sich gehört, nur zur Nachtzeit. Dann erhob sich im Erdgeschoß oder im Keller — dies konnte man nicht genau unterscheiden — ein mächtiges Gepolter und Gekrach, als ob eine Tür gewaltsam aufgebrochen oder eingetreten würde. Darauf vernahm man Schritte und mit den Schritten durchs ganze Haus wandernd eine Stimme, die unablässig vor sich hinredete. Deshalb nannte man das Gespenst allgemein den Klönemann. Was Klönemann eigentlich sagte, wußte niemand anzugeben; vielleicht weil sich keiner von denen, die den Spuk erlebt hatten, die rechte Mühe gegeben, ihn zu verstehen; vielleicht auch weil die Angst die Aufmerksamkeit minderte. Das aber stand fest: wenn jemand dem Unwesen entgegentrat etwa mit „Alle guten Geister" oder mit einer ähnlichen Beschwörung, dann sagte es laut und vernehmlich ein unanständiges Wort und verstummte darauf gänzlich für denselben Tag.

Das Behaftetsein mit Gespenstern pflegt den Häusern nicht gut zu bekommen. So war auch Klönemanns Heimstätte immer mehr heruntergekommen. Sie verfiel von Jahr zu Jahr, und es wohnten nur arme Leute darin, die einen Geist wohl oder übel in den Kauf nehmen mußten, wenn sie nur ein Dach über dem Kopf hatten. Nun aber kam eine Zeit, wo bei den wohlhabenden Leuten zu Lübeck eine Vorliebe entstand für alte Häuser, die noch die Art und Kunst der früheren Jahrhunderte aufwiesen. Und so fand auch das Haus in der Königstraße, das einen hohen Treppengiebel, ein schönes, mit Figuren verziertes Portal und im Innern eine weiträumige Diele hatte, einen Käufer in einem noch ziemlich jungen Kaufmann mit Namen Wittkop. Er ließ es von außen neu herrichten und baute es sich innerlich mit allen Bequemlichkeiten aus, so daß es nunmehr eine liebliche und zugleich merkwürdige Wohnstätte wurde. Denn die Anwesenheit des Gespenstes war Herrn Wittkop und seiner Frau wohl bekannt gewesen, als sie das Haus erstanden. Ja, gerade diese Besonderheit hatte zu einem guten Teile ihre Wahl gelenkt. Sie waren erfreulich gestimmte Leute; nicht von der nüchternen, langweiligen Aufgeklärtheit, die an Gespenster überhaupt nicht glauben will; aber auch nicht rückständig in Furcht vor den dunklen Geheimnissen des Lebens. Ein Hausgespenst zu haben, erschien ihnen vielmehr als eine willkommene Absonderlichkeit, wenn nicht gar als etwas beinahe Vornehmes. Und sie hatten während des Umbaues nur die eine Sorge, daß der Geist sich durch den Lärm oder die ungewohnte Neuheit der Umgebung verscheuchen lassen möchte.

Sie waren daher von Herzen froh, als der Spuk sich wenige Tage nach ihrem Einzug auf die herkömmliche Weise bemerkbar machte. Als sie, schon im Bette liegend, das Poltern und Krachen in den unteren Räumen vernahmen, standen sie schnell auf, kleideten sich notdürftig an und stiegen auf die Diele hinunter, nachdem sie eine für diesen Zweck eigens zurechtgestellte Kerze angezündet hatten. Denn das elektrische Licht einzuschalten, schien ihnen unter den besonderen Umständen nicht angebracht. Während sie nun da standen, die Frau doch ein wenig scheu an den Mann geschmiegt, begann das Tappen der unsichtbaren Füße laut zu werden, und ein unverständliches Gemurmel wanderte mit den Tritten gerade auf sie zu. Die Kerze in Herrn Wittkops Hand zitterte ein wenig, aber er nahm sich zusammen und sagte in freundlichem Tone: Guten Abend, Klönemann.

Und als ihm nur ein Gebrummel antwortete, fuhr er beherzt fort: Wir sind die neuen Besitzer des Hauses und freuen uns, Euch zu begrüßen. Hoffentlich werden wir uns gut vertragen. An uns wenigstens soll es nicht fehlen. Wir wünschen, daß Ihr Euch recht wohl bei uns fühlen sollt.

Und da — sie horchten angestrengt, was nun erfolgen würde —, da verstanden sie ganz deutlich die allerdings nur gemurmelten Worte: Werum denn nöch?

Hochbeglückt über diesen Erfolg seiner Unternehmung beeilte sich Herr Wittkop hinzuzusetzen: Wir haben ja auch alles wunderschön herrichten lassen. Und wenn Ihr noch besondere Wünsche habt, so soll es mir nicht darauf ankommen.

Aber das Gespenst antwortete nur noch, nun schon ein wenig ferner und leiser: Vor mir hätt allens so bleiben können, wie es war. — Damit verzogen sich die Tritte nach dem Hintergrund der Diele und schienen mit dem Gemurmel durch das große Fenster auf den Hof hinaus zu wandern.

Wittkops bedauerten wohl diesen vorzeitigen Abbruch der Unterhaltung; aber anderseits waren sie auch über die Maßen vergnügt, daß es ihnen gelungen war, die seltene Bekanntschaft anzuknüpfen. Sie sprachen noch lange in ihren Betten über das große Erlebnis; und die Frau meinte: alles, was der Geist gesagt habe, das Verständliche wie das Unverständliche, habe so verdrossen und klagend geklungen, daß er unbedingt einen großen Kummer mit sich herumtragen müsse. Worauf der Mann ihr versprach, den Klönemann das nächste Mal um seine Geschichte zu befragen.

Als der Spuk sich etwa eine Woche später wieder spüren ließ, gelang es Herrn Wittkop wirklich, abermals ein Gespräch mit ihm in Gang zu bringen. Da er ihn dringlich bat, doch ein wenig in die gute Stube zu treten, die zu ebener Erde neben der Diele lag, trappelten die Tritte wahrhaftig

durch die geöffnete Tür über die Schwelle; und als Herr Wittkop höflich zum Platznehmen einlud, war ihm, als ob das Sofa in aller Wirklichkeit ein bißchen knackte.

Und nun, lieber Klönemann, sagte er darauf mit aller Herzlichkeit, nun erzählt uns Eure Geschichte!

Der Geist knuckerte zwar zuerst ein langes und breites vor sich hin, als ob es ihm schwer würde, sein Wesen zu enthüllen. Aber wie Geister nun einmal sind, nichts tun sie im Grunde lieber als zu teilnehmenden Seelen von sich und ihren Irrfahrten sprechen, er fand sich schließlich bereit.

Was Klönemann nun erzählte, kam nicht so fließend und im Zusammenhang heraus, wie es hier wiedergegeben wird. Es war vielmehr ständig unterbrochen von dumpfem, unverständlichem Gerede und Gebrummel. Aber dem Inhalte nach wurde es doch so klar, daß Herr Wittkop es späterhin, wie folgt, wiedererzählen konnte. Was er begreiflicherweise des öfteren tat.

Der Geist also berichtete:

Ich war ein Bader oder Barbier in hiesiger Stadt und wohnte in diesem Haus, das mein Haus war. Das Geschäft ging gut, ich hatte eine recht hübsche Frau und einen Freund, der bei mir zur Miete lebte, einen Pfaffen mit Namen Hargus, der sich bescheiden von Messelesen und sonstigen geistlichen Gelegenheitsarbeiten nährte. Soweit wäre alles in bester Ordnung gewesen, und ich hätte mein Leben wie jeder andere Christenmensch fröhlich verbringen und selig beschließen können, wenn ich nicht einen verderblichen Fehler gehabt hätte: ich mußte immerzu klönen. Mir war nicht wohl, wenn ich nicht Menschen um mich hatte, mit denen ich das Alte, das Neue und das Neueste bereden, mit denen ich Geschichten tauschen, lachen, schimpfen und schwatzen konnte. Mein Beruf gab ja dazu der Gelegenheit genug. Aber das steigerte nur meine Leidenschaft. Und so mußte ich jeden Abend nach dem Nachtessen hinaus, auf die Zunftstube, auf die Gesellenherberge, in eine Schenke, kurz irgendwohin, wo ich Gesellschaft zum Klönen fand. Mein Weib war manchmal traurig, öfter noch ärgerlich darob. Aber sie selbst wußte überhaupt nicht viel zu sagen; und der Pfaffe, der zwar immer um den Weg war, erzählte tagaus tagein nur die nämlichen Geschichten und — wie das bei Gelehrten nicht selten ist — merkte es gar nicht, daß er immer denselben Mist zu Acker fuhr.

So ging das eine lange Zeit, bis ich einmal des Abends früher als gebräuchlich nach Hause kam. Da saß der Pfaffe in der Stube auf der Ofenbank und mein Weib auf seinem Schoß. Ich tat, als merkte ich nichts. Aber als ich nachher mit dem Weib allein war, nahm ich sie mir ernsthaft vor und sagte: Weib! Was sind das für Geschichten mit dem Pfaffen?

Was denn? erwiderte sie. Da ist doch nichts bei. Er ist doch dein Freund.

Freund hin, Freund her! sagte ich. Das gehört sich nicht.

Sie aber wischte sich über die Augen und meinte: ich solle nur nicht jeden Abend aus dem Hause laufen, dann käme sie nicht auf dumme Gedanken.

Das ging mir denn doch nach, und ich blieb wirklich den nächsten Abend daheim. Aber es war so über die Maßen langweilig — es war so, als ob die beiden, nun ich dabei wäre, überhaupt nichts mehr zu äußern wüßten —, daß ich meinen alten Lebenswandel wieder aufnahm.

Abermals kam ich zu ungewohnt früher Stunde heim, weil ein verzweifelt stiller Abend war allerorten. Da fand ich den Pfaffen bei dem Weibe in der Kammer. Sie lachten, als ich eintrat, wie wenn das ein Witz wäre. Und ich lachte mit, um mir nichts merken zu lassen. Als ich aber hinterher vor dem Weibe auftrat, da klagte sie, daß ich allein schuld wäre mit meiner Aushäusigkeit. Der Pfaffe sei so frech, und wenn sie mit ihm allein wäre, dann könne sie ihm nicht widerstehen.

Ich blieb fünf Tage im Hause. Aber am sechsten nach dem Nachtmahl hielt es mich nicht mehr. Als ich meinen Wams anzog, fiel das Weib vor mir auf die Knie, umfaßte mich mit ihren Armen und bat mich vom Himmel zur Erde, sie nicht allein zu lassen. Ich machte mich von ihr los und wollte aus der Stube. Da lief sie vor mir her zur Tür, verschloß sie und zog den Schlüssel ab. Ich aber, in der Wut, erbrach die Tür mit Händen und Füßen und lief auf die Zunftstube. Als ich spät in der Nacht zurückkam, war das Haus leer. Die beiden waren auf und davon gegangen. Ein paar Jahre nachher erfuhr ich von einem Handwerksgesellen, der von der Wanderschaft zurückkam, daß sie im Elend verdorben wären.

Ja, und — fügte der Geist mit einem tiefen Seufzer hinzu — weil ich die Schuld daran trug, weil ich sie mit meiner Leidenschaft in so große Sünde und Not gebracht, darum muß ich nun für ewige Zeiten hier umgehen,

Diese Erzählung rührte die Wittkopschen aufs tiefste, und sie waren in der Folge nur um so besorgter um ihren Geist. Sie unterhielten sich mit ihm, so oft er Lust dazu bezeigte; sie ließen sich von früheren Zeiten und Umständen vielerlei erzählen; sie fragten ihn auch des öftern, ob sie ihm dies oder jenes zugute tun könnten, was er allerdings mürrisch ablehnte. Aber es entspann sich aus alledem doch ein fast vertrautes Verhältnis, das eine ganze Weile anhielt und vielleicht jetzt noch bestünde, wenn nicht der Mann, Herr Wittkop, nun einmal in das Geisterhafte hineingezogen, zu tieferer Einsicht und Belehrung ein paar neuere Bücher über das Geister- und Gespensterwesen gelesen hätte. Daraus gewann er so überraschende Aufklärungen, daß er sich eines Abends — der Geist knackte wieder auf dem Sofa — nicht enthalten konnte, also zu sprechen:

Also, lieber Klönemann, Ihr seid der Meinung, daß Euer Umgehen eine Folge und Strafe Eurer Sünde sei?

Das meine ich allerdings, entgegnete der Geist. Wozu sollte ich denn sonst — ?

Ja, unterbrach ihn Herr Wittkop, wenn ich Euch nun aber eine ganz andere Erklärung Eurer selbst geben könnte? Eine Erklärung, die Euch mit einem Schlage all Euers Kummers und Eurer Gewissensnöte entheben würde?

Na, denn erklärt mich mal! sagte Klönemann.

Versteht, begann Herr Wittkop darauf eifrig, nicht nur die Menschen und die Tiere, sondern auch die Dinge haben ihr Gedächtnis. Was sie gesehen und gehört haben, das haftet an ihnen. Und wenn es still um sie herum ist, zur Nachtzeit, wenn das laute Treiben des Tages schweigt, dann reden sie. Dann strahlt das, was sie erlebt haben, aus ihnen heraus, in Lauten und Worten und Erscheinungen, und das nennt der Unwissende dann einen Spuk oder ein Gespenst. So seid auch Ihr, wie Ihr da im Hause umhergeht, nichts weiter als die Erinnerung, die die Wände und die Böden und die Decken und die Treppen und die Geländer dieses Hauses von Euch behalten haben.

Klönemann schwieg eine lange Zeit, als ob er sich das, was ihm eröffnet wurde, erst einmal in seinem Sinn zurechtlegen müsse. Darauf sagte er, und seine Stimme klang gereizt: dann wäre ich, ich selbst, also sozusagen eigentlich gar nicht da?

Nein, rief Herr Wittkop, froh gelaunt über die Fassungsgabe seines Hausgespenstes. Ihr seid, wie gesagt, nur das Gedächtnis, nur eine Erinnerung dieses Hauses.

Und, grollte Klönemann weiter, die ganze Spukerei all die Jahrhunderte hindurch wäre dann ganz umsonst gewesen?

Gewissermaßen ja, frohlockte Herr Wittkop.

Da sagte der Geist, ganz gegen seine Gewohnheit mit lauter Stimme, und die Wittkopschen hörten das Wort all ihr Leben lang in ihren Ohren klingen: Schiet! sagte der Geist und ward von Stund an nie wieder im Hause der Königstraße vernommen.

DAS LÜBECKER „VOLKS- UND ERINNERUNGSFEST“ (ALLGEMEINES SCHEIBENSCHIESSEN).

Von J. Warncke.

In den heißen, krisenvollen und unheilschwangeren Julitagen des denkwürdigen Jahres 1914 hat Lübeck zuletzt das allbeliebte Volksfest ahnungslos der so nahen verhängnisvollen Ereignisse in gewohnter Fröhlichkeit feiern können. Heute — 1923 — würden wir es zu Friedenszeiten gewiß in ganz besonderer Weise ausgezeichnet haben; sind es doch 75 Jahre her, daß es besteht. In den wildbewegten Tagen des ,,tollen Jahres“ 1848 hatte Lübecks Bevölkerung sich zum ersten Male zu diesem Feste zusammengefunden.

Am 11. Juli 1848 hatte der zum Reichsverweser erwählte österreichische Erzherzog Johann seinen Einzug in Frankfurt a. M. gehalten. In Lübeck wurde seine Wahl mit ganz besonderer Freude aufgenommen. Ein Zeitgenosse schreibt in den Lübeckischen Blättern am 23. Juli 1848, dem Tage des ersten Lübecker Volksfestes: ,,Die alten Ordnungen sind gewichen vor dem mächtigen Drange der Gegenwart, und es gilt jetzt, in einer wild erregten Zeit einen neuen sichern Bau zu gründen, der uns besser und kräftiger schirme, als der alte es je vermochte. Der Grund ist gelegt: eine besonnene und weise Mäßigung im Gebrauche der gesetzgebenden Gewalt auf der einen Seite, eine hingebende Unterordnung aller einzelnen Teile an das Ganze auf der andern Seite wird die Vollendung des Baues gewährleisten. Groß und mannigfaltig sind die Schwierigkeiten, welche sich aus dem feindlichen Zusammenstoß der verschiedenartigsten Interessen und Ansichten ergeben, aber größer noch ist die Kraft des echten Gemeinsinns und der wahren Vaterlandsliebe. Für die friedliche Ausgleichung jener, wie für die erfolgreiche Betätigung dieser ist aber in dem heute gefeierten Ereignis eine hoffnungsreiche Bürgschaft gewonnen.“

Am Montag, dem 17. Juli 1848, trat die auf Grund der neuen Verfassung gebildete neue Bürgerschaft zum ersten Male zusammen. Diese Versammlung wurde eröffnet mit einem Hoch auf den erwählten Reichsverweser Erzherzog Johann von Österreich. Und dem Vorbild des Senates entsprechend, sandte auch die Bürgerschaft eine von Professor Classen verfaßte Adresse an den Reichsverweser. Der Senat hatte aus Anlaß der Wahl des Erzherzogs und ,,in Anerkennung dieses für die Einheit und Kräftigung des gesamten deutschen Vaterlandes nach außen und die Herstellung des Vertrauens und der Ordnung im Innern hochwichtigen Ereignisses“ für Sonntag, den 23. Juli, eine allgemeine kirchliche Feier angeordnet. An die ernste Feier schloß sich ein großartiges heiteres Volksfest, wie ein Zeitgenosse berichtete. Es war von einem Ausschuß von 15 angesehenen Lübecker Bürgern eingehend vorbereitet worden. Seine Dauer war auf drei Tage bemessen worden, wie ehemals die großen kirchlichen Feste; man feierte den 23., den 24. und den 25. Juli. Als Festplatz war der alte Bürgerschützenhof vor dem Holstentor mit dem weiten dahinterliegenden Gelände ausersehen, auf dem sich seit 1908 unser neuer Bahnhof erhebt. Angekündigt wurde das Fest in den ,,Lübeckischen Anzeigen“ als ,,Allgemeines Scheibenschießen“, eine Bezeichnung, die im Gegensatz zu dem Schützenfest und Vogelschießen der Handwerksämter erfolgte und die sich bis in unsere Zeit erhalten hat. Die Teilnahme am Scheibenschießen wurde durch Einzeichnung in eine Liste bekundet, wie solche auch sonst durch alle Jahre ausgelegt oder herumgeschickt wurden. Die daraufhin ausgestellten Karten zum Preise von 1 ℔ 8 ß berechtigten zur Abgabe von zwei Schüssen, die man selbst tun konnte oder die von einem Schützen besorgt wurden. Die Inhaber dieser Festkarten erhielten wie auch später immer die bekannte grüne Festschleife, die damals in der Mitte eine Rosette in den lübschen Farben — weiß-rot — trug. Diese Rosette wurde später zu einer kleinen Scheibe aus Karton, die in den verschiedenen Jahren je ein anderes Bild trug, sei es das Lübecker Wappen, sei es die Germania, sei es die Lubeka, seien es Ansichten von Lübecker Gebäuden, sei es die Festtribüne. Die Beteiligung an dem Feste war sehr groß, und die Bevölkerung gab sich allgemein der Freude hin. Ein Zeitbericht schreibt: ,,Die Senatoren schossen nicht nur mit nach den aufgestellten Zielen, sie zogen auch mit aus. Und als es abends unter freiem Himmel bei brillanter Illumination des Schützenhofes und des ganzen weiten Schießplatzes Tanz gab, reichte manche vornehme Dame die Hand einem Manne aus dem Volke. Genug, das Vergnügen der Menge war so groß als ihr Jubel. Alle Welt war befriedigt, entzückt, und es galt von jenen Tagen an für ausgemacht, daß das allgemeine Scheibenschießen für alle Zukunft ein jährlich wiederkehrendes Volksfest in möglichst großem Stile werden und bleiben müsse.“

Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Wenn sich auch im Anfang einzelne Stimmen gegen die Beibehaltung dieses neuen Festes erhoben und es für bedenklich hielten, daß das Volk von einem Fest in das andere taumelte — denn es wurden damals noch in den Wochen vorher das Klosterkinderfest, das Waisenkinderfest und das Bürgerschützenfest unter großer Beteiligung der gesamten Bevölkerung gefeiert —, so hat es sich doch behaupten können und ist zu einem wahren Volksfest geworden. Der Rahmen und der Inhalt, die ihm 1848 gegeben wurden, sind stets dieselben geblieben. Allerdings kam schon mit dem Jahre 1851 der dritte Festtag in Wegfall. Im selben Jahre erhoben sich auch Bedenken, daß der Platz beim Schützenhofe nicht ausreichte. Aus diesem Grunde hatte man auch wohl die Vorschrift erlassen: ,,Der Zugang zum Schützenhofe steht jeder-

mann frei, doch ist mit besonderem Nachdruck die Bestimmung hervorzuheben, daß Benutzung der Sitzplätze und Beteiligung am Tanze nur den unterschriebenen Teilnehmern und ihren Angehörigen gestattet ist.“ 1852 wurde daher das Volksfest auf das weit größere Burgfeld verlegt, wo es denn auch besonders in den letzten Jahren sich immer mehr ausdehnen konnte.

Alljährlich am dritten Sonntag und Montag im Monat Juli stand hier eine unübersehbare, luftige Budenstadt. Schon zwei bis drei Wochen vorher begann man mit dem Aufbau der aus Balken und Brettern festgefügten Tribüne; sie war Mittelpunkt des Festplatzes, der Sitz des Festausschusses. In der Woche vor dem Feste bot das Burgfeld ein buntbewegtes Bild: Plätze wurden vermessen und angewiesen, Materialien wurden angefahren, Schaustellerwagen rückten an, die Buden wurden aufgeschlagen. Dazwischen überall die Lübecker Jugend, dem geschäftigen Betriebe zuschauend und erkundend, was das Fest besonders an Neuerungen bringen würde. Auch in der Stadt selbst merkte man in diesen Tagen, daß etwas Großes bevorstand. Die Schauseite der Häuser wurde instand gesetzt und aufgefrischt. Scheuern und Großreinemachen überall; denn zum Volksfest mußte alles tadellos und in rosigem Lichte erscheinen. Es wurde gebacken und zugerichtet; denn in vielen, vielen Familien stand Besuch für die Festtage bevor. Auswärts lebende Söhne und Töchter benutzten gern die Gelegenheit, „Scheibenschießen“ ihre Vaterstadt wieder aufzusuchen, aber auch andere Angehörige, Verwandte und Bekannte fanden sich, geladen oder ungeladen, oft in übergroßer Zahl ein. Je näher man dem Feste kam, desto eifriger wurde das Getriebe. Der Sonnabend brachte die letzten Vorbereitungen. Nachdem vom Polizeiamt Buden und Zelte, Schaustellungen und alles, was dahin gehörte, abgenommen waren, wurde schon von vielen am Sonnabend abend ein Gang über den Festplatz unternommen. Es entwickelte sich dort schon ein lustiges und fröhliches Treiben, wie immer der Vorabend von Festen gefeiert wird. Doch um 11 Uhr war Schluß.

Am Sonntag, dem ersten Festtag, morgens 7 Uhr, leitete die Regimentskapelle durch einen Weckruf, der die Hauptstraßen der Stadt hindurch ausgeführt wurde, das Fest ein, begleitet von einer großen Schar Frühaufsteher. Die Stadt hatte ein Festgewand angelegt, überall flatterten die Fahnen lustig im Winde, und festlich geputzte Menschen füllten mehr und mehr die Straßen. Ununterbrochen strömten Gäste aus den benachbarten Ortschaften herein, sei es mit dem Rad, mit Wagen oder mit der Bahn, die reichlich Sonderzüge eingelegt hatte. Nachdem am 15. Oktober 1851 die Bahn nach Büchen eröffnet worden war, wurde 1853 zuerst ein Extrazug von Hamburg zum Lübecker Volksfest abgelassen. Da die Strecke Hamburg—Lübeck erst 1865 in Benutzung kam, mußte dieser Extrazug seinen Weg über Büchen nehmen. Der „Volksbote für Lübeck und die Grenznachbaren“ schreibt dazu 1853: „Schon früh am Morgen gewannen die Straßen der Stadt ein lebhaftes und festliches Aussehen, von den Giebeln und aus den Fenstern der Häuser wehten munter die Flaggen und teils zu Fuß, teils zu Wagen kamen die Gäste aus der näheren Nachbarschaft. Bald nach 9 Uhr zog sich ein ununterbrochener Strom Schaulustiger nach dem Bahnhofe, um die Ankunft des Extrazuges von Hamburg zu erwarten, dessen ansehnliche Größe schon auf telegraphischem Wege hierher gemeldet war; die Geduld der Wartenden wurde aber ziemlich hart auf die Probe gestellt. Und der Zug, welcher um 6 Uhr aus Hamburg abgegangen war und also bald nach 9 Uhr hätte hier sein sollen, war in Büchen fast ¾ Stunden aufgehalten worden und kam erst um 10 Uhr hier an. Mit 25 dicht gefüllten Personenwagen brauste die Lokomotive heran, und als die Menge von mehr als 1200 neuen Ankömmlingen den Perron überflutete und dann mit hunderten von Zuschauern vermischt der Stadt zuströmte, da begann eigentlich schon das Fest, und die vielen Fremden, welche sich beeilten, vor Beginn des Festzuges einen Totaleindruck von unserer Stadt und ihren Sehenswürdigkeiten zu erlangen, veranlaßten ein gar lebhaftes Treiben auf den Straßen, das mit dem festlichen Ansehen derselben auf das schönste harmonierte.“ In dieses fröhliche Gewoge mischten sich bald hier und dort lustiger Trommelklang und Musik, herrührend von Vereinen und Gewerken, die von ihrem Versammlungshaus dem Marktplatz zustrebten. Punkt 12 Uhr begann von hier aus der Festzug.

Der Festzug ist stets ein besonderer Anziehungspunkt des Volksfestes gewesen. Dicht gedrängt standen die Menschen in den Straßen, die liebe Jugend erkor sich an Laternenpfählen usw. luftige Plätze; kein Fenster der anliegenden Häuser war leer, und Blumen flogen von dort her den Teilnehmern als Gruß entgegen. An der Spitze sah man zu Wagen den Festausschuß und den Schützenkönig. In langer Reihe folgten die einzelnen Gruppen. Besonders lebhaft wurde das Bild durch die verschiedenen Gewerbe, die in ihrer alten kleidsamen Tracht und mit ihren verschiedenen Emblemen und Erzeugnissen erschienen. Nie vermißte man die Träger und ebenso auch die Gärtner. Schön ausgestattete Festwagen brachten Abwechslung. 1898 bei der 50jährigen Jubelfeier hatte man ganz besonderes Gewicht auf die Ausgestaltung des Festzuges gelegt. In neun lebensvollen historischen Gruppen ließ man die ganze Entwicklungsgeschichte unserer Vaterstadt vorüberziehen. Leider blieben in den letzten Jahren die Gewerbe bis auf einzelne mehr und mehr fern. Wenn auch ihre Stelle durch Vereine anderer Art ersetzt wurde, so verlor der Festzug durch ihr Fehlen nach und nach seine eigenartige Note und auch sein farbenprächtiges Bild. Nachdem der Festzug das Burgfeld erreicht hatte, gruppierte er sich um die Tribüne. Ein Mitglied des Festausschusses hielt eine packende Ansprache, und das Fest war eröffnet.

Bald entwickelte sich ein fröhliches Getriebe, und alles gab sich der Festesfreude hin. Wenn auch sonst der Lübecker etwas steif und unnahbar sein soll besonders gegenüber dem Süddeutschen, Volksfest aber und Silvester kommt er aus sich heraus, wie man sagt. Auf und ab wogte die Menge durch die Straßen der Budenstadt, oft eingekeilt, daß man nicht vor- noch rückwärts kommen konnte, nicht achtend des ungeheuren Staubes, der an trockenen Sommertagen den ganzen Platz einhüllte. Auf der Tribüne ist Konzert der Regimentskapelle. Hinein mischt sich aber die Musik kleinerer Kapellen sowie von Drehorgeln und dergleichen. Ein gewaltiger Schwall dringt auf unser Ohr ein. Mit mächtigem Stimmenaufwand suchen die Schausteller die Besucher anzulocken, ihre oft nichtigen Darbietungen und Weltwunder anzuschauen. Aber es ist Volksfest, und das Geld sitzt locker; man läßt sich gern einen kleinen „Reinfall" gefallen und lacht herzlich darüber. Nicht minder unermüdlich sind die Besitzer der Würfelbuden und der Glücksräder, auch sie wissen durch ihre lockenden Anpreisungen manchen Glücksjäger heranzuholen. Und wer würde auf dem Volksfeste nicht einmal „zusetzen". Kuchenbuden, Wurstbuden, Obstverkäufer sorgen für das leibliche Wohl. Besonders waren es sogenannte kleine Leute aus der Stadt, die auf Tischen und Wagen solche „Köstlichkeiten" feilboten. Gern kaufte man auch bei ihnen etwas; denn allgemein hieß es, daß diese Kreise ihre jährliche Miete sich dort zusammenverdienten. Überhaupt war das Volksfest in wirtschaftlicher Hinsicht ein bedeutsamer Faktor. Abgesehen von den vielen Fremden, die „Geld in Lübeck ließen", brachte es den verschiedensten Erwerbsgruppen direkt oder indirekt Einnahmequellen, sei es während der Vorbereitung zum Fest oder beim Feste selbst. Das Nordende des Festplatzes nahmen die Karussells ein, vertreten durch die einfachsten ihrer Art, vom Pferd getrieben, bis zur Berg- und Talbahn. Gerade an diesen Bahnen, Schaukeln usw. merkte man den gewaltigen Fortschritt der Technik. 1853 wird mit Stolz berichtet, daß sechs Karussells vorhanden waren. Reichte der weite Platz des linksseitigen Burgfeldes nicht aus, so wurde gelegentlich auch ein Teil des rechtsseitigen dazu genommen. Am Nordende dieses Platzes fanden am Nachmittage des ersten Festtages die Volksbelustigungen statt. Unermüdlich mühten sich die Jungen damit ab, den hohen mit grüner Seife eingeschmierten Mastbaum zu erklettern und sich die oben aufgehängten Preise zu holen. Ungeheures Gelächter erregte oft das Sacklaufen und das Kringelbeißen. Und zu wahren Lachsalven kam es, wenn die Jungen beim Reiten über die bewegliche Walze bald ins schwarze, bald ins weiße Pulver fielen oder wenn sie beim Wurstbeißen von Blut übergossen oder Mehl überschüttet wurden.

Unterdessen waren die Schützen fleißig bei der Arbeit und schossen die Schießkarten ab; sie begannen am zweiten Festtage damit schon wieder in aller Frühe. Die Preise bestanden in Silbergegenständen. Diese sowie die Gewinne der Tombola waren im unteren Geschoß der Tribüne ausgestellt. Die Ziehung der Tombolalose geschah durch Waisenknaben am Nachmittag des zweiten Festtages ebenfalls dort. Die Schützen entfalteten ihre Tätigkeit, nachdem das Fest vom Schützenhof nach dem Burgfeld verlegt war, auf dem damals freien Platz hinter der Adolfstraße rechts von der Israelsdorfer Allee. Als dieses Gelände 1897 bebaut wurde, und die Rathenau- und Parkstraße entstanden, wurden die Schießstände hinter die Hiddesche Wirtschaft, den heutigen Bürgerhof, verlegt. War hierbei noch eine gewisse Verbindung mit dem Festplatz gewesen, so ging diese schließlich ganz verloren, als man in den letzten Jahren das Schießen auf dem allerdings gut eingerichteten Schießstand des Lübecker Schützenvereins bei der Walkmühle abhielt. Bei Einbruch der Dunkelheit begann die festliche Beleuchtung der Tribüne. Zahlreiche kleine Gaslämpchen, zum Teil farbig, ließen die Umrisse derselben um so deutlicher erscheinen. Taghell erstrahlte das Burgtor, denn aufgestellte Bienenkörbe mit Gasbrennern verbreiteten eine ungekannte Helligkeit, welche die überall angebrachten Schilder „Vor Taschendieben wird gewarnt!" um so eindringlicher reden ließen. Auch über den Festplatz ergoß sich eine Fülle von Licht, herrührend von der elektrischen Beleuchtung; in den ersten Jahren mußte man sich noch mit Öllampen behelfen.

Am Abend steigerte sich die Fröhlichkeit immer mehr. Um die Tribüne war Tanz auf dem Rasen. Wenn dieser auch nicht mit dem Parkettfußboden eines Tanzsaales zu vergleichen ist und wenn es auch manche Stöße im Gedränge gab, so wurde doch fleißig „gewalzt" und mancher Alte fühlte sich wieder jung. Um 1 Uhr aber stellte die Musik auf der Tribüne ihre Weisen ein. Nach und nach entvölkerte sich der Festplatz, jedoch ohne ganz leer zu werden. In früheren Jahrzehnten wirkte die bestehende Torsperre nicht unwesentlich auf den Besuch des Festes während der späten Abendzeit ein; sie wurde bekanntlich erst am 1. Mai 1864 aufgehoben. Der gewissenhafte Bürger und sparsame Familienvater trachtete sehr danach, vor Eintritt der Sperre in die Stadt zu gelangen. 1852 heißt es in einem Bericht: „Obwohl von 8½ Uhr an ein ununterbrochener Zug von Menschen sich zur Stadt bewegte, dennoch nahe an 12 000 Personen nach der Sperre ins Tor gekommen sind, während mehrere Hundert noch bis zur Öffnung der Tore draußen blieben." 1854 wird die Zahl auf 14 000 angegeben. Im selben Jahre hatte man eine Bude aufgeschlagen, worin die Sperrmarken verkauft wurden, gegen die man bis 11 Uhr das Tor passieren konnte. Auf diese Weise beugte man dem vor, daß sich die Menge, die in der Sperrzeit von 9 bis 11 Uhr noch in die Stadt wollte, beim Lösen der Marken am Tor selbst gestaut hätte. 1860 wurde bekanntgegeben: „Einlaßkarten zur Torsperre sind an beiden Tagen für die Zeit von 10—1 Uhr à 2 ß und und später à 4 ß in einer Bude auf dem Festplatz zu erhalten."

Am zweiten Festtage, dem Montage, ruhte in vielen, wenn nicht in den meisten Werkstätten, Betrieben usw. die Arbeit. Am Morgen dieses Tages wies der Festplatz allerdings ein anderes Bild auf als am Tage vorher. Meistens waren es jetzt Kinder, die in Begleitung von Eltern, erwachsenen Geschwistern oder „Kinderfräuleins" den Festplatz besuchten und so ungestört die für sie in Frage kommenden Freuden der Budenstadt genießen konnten. Am Nachmittag bevölkerte sich der Platz wieder mehr. Um 4 Uhr begannen die einzelnen Vereine und Korporationen ihre Festwagen, Zeichen und Fahnen wieder in die Stadt zurückzuführen. Um 8 Uhr erschienen die Schützen, und es wurde der Schützenkönig öffentlich bekanntgegeben. Punkt 10 Uhr wurde der Festtrubel von drei gewaltigen Kanonenschlägen übertönt. Sie waren das Zeichen des beginnenden Feuerwerks, das auf dem rechtsseitigen Platz, wo am Nachmittag vorher die Volksbelustigungen stattgefunden hatten, abgebrannt wurde. Eine unübersehbare Menschenmenge strömte dorthin, um dieses für Lübeck immerhin seltene pyrotechnische Schauspiel von reichlich einer halben Stunde Dauer zu genießen. Drei Kanonenschläge gaben das Ende an und beschlossen damit gewissermaßen offiziell das Fest. Alles aber zog noch einmal auf den Festplatz, und in der Stunde nach dem Feuerwerk war dort eine Fülle wie nie zuvor. Erst weit nach Mitternacht, nachdem der Tanz auf dem Rasen und die Festmusik aufgehört hatten und die festliche Beleuchtung der Tribüne eingestellt war, leerte sich allmählich die Stätte des Frohsinns.

Am frühen Morgen begann man den Abbruch der Buden, und schneller als der Aufbau war die Abfahrt aller Herrlichkeiten erledigt. Tagelang, wenn nicht wochenlang, hatten die „grauen Husaren", die Insassen des Zwangsarbeitshauses, zu tun, den weiten Platz von all den unliebsamen Überresten, wie Papier, Scherben usw., zu säubern und ihn wieder einzuebnen. Volksfest war wieder einmal gewesen; man sprach noch lange davon in der Stadt. Muntere Jungen tummelten aber jetzt wieder auf den weiten, dem Auge so wohltuenden grünen Flächen, und Schafherden pflegten sich gelegentlich an dem Graswuchs.

Das Programm des Volksfestes ist, wie schon angedeutet, von Anbeginn an immer dasselbe geblieben; wohl hat es sich der Entwicklung der Zeit entsprechend angepaßt, doch die feststehenden Punkte haben sich nicht geändert. So ist es Jahr um Jahr zur Freude aller Lübecker und der vielen Gäste gefeiert worden. Nur einmal 1866 ist es ausgefallen. Schon am 17. Juni dieses Jahres schrieben die „Lübeckischen Blätter": „Die Zeit ist ernst, das wird niemand leugnen, und sollte er auch, wie es ja leider hin und wieder geschieht, mit frivolen Scherzen die trübe Stimmung, welche allenthalben herrscht, hinwegzuscheuchen, sich bemühen. Die Zeit ist ernst, das wird überall anerkannt, und wo nationale und lokale Feste vorbereitet wurden, da verzichtete man darauf, sie abzuhalten, selbst wenn sie einen bedeutsamen Hintergrund hatten, und versparte sich die Freude für bessere Zeiten. Zu dem ganzen Ernst der Zeiten stimmt es aber gar nicht; im Gegenteil, man wird mit Verwunderung auf uns Lübecker schauen, wenn wir lustig sein und uns amüsieren wollten in Augenblicken, in welchen der Bürgerkrieg tobt, und die deutschen Stämme gegeneinander in Waffen stehen, in welchen das deutsche Volk also von dem schwersten Unglücke betroffen wird, welches eine Nation erdulden kann. Man würde uns charakterlos schelten und mit Recht an unserer deutschen Gesinnung zweifeln, wenn wir nicht ein einziges Jahr ein Fest entbehren könnten, welches allein dem Vergnügen gewidmet ist. Es bedarf wohl nur dieser Andeutung, um unser Publikum zur Überzeugung zu bringen, daß es angemessen sei, in diesem Jahre auf das allgemeine Scheibenschießen zu verzichten, und die Leiter desselben zu veranlassen, die Aussetzung desselben, vorläufig für dieses Jahr, baldigst zu annoncieren." Wenige Tage darauf, am 21. Juni 1866, gab „das Comite des allgemeinen Scheibenschießens" bekannt: „Die Zeitverhältnisse haben das unterzeichnete Comite zu dem Beschlusse veranlaßt, in diesem Jahre von der Feier des allgemeinen Scheibenschießens Abstand zu nehmen."

Zu einer mächtigen nationalen Kundgebung wurde das Volksfest des Jahres 1870. Es fiel gerade in die Tage der französischen Kriegserklärung. Der Festzug am Sonntag, dem 17. Juli, wies eine äußerst starke Beteiligung auf. Eine riesige Menschenmenge scharte sich um den damaligen Festredner, den wohlbekannten Dr. Adolf Brehmer und ließ sich von ihm zu höchster Begeisterung hinreißen. Mit erhobenen Händen tat man das Gelübde, einmütig für das Vaterland einzutreten, und an König Wilhelm sandte man folgendes Telegramm ab: „Zehntausend deutsche Männer aus allen Gauen Norddeutschlands, auf dem Burgfelde zu Lübeck versammelt, um ihrem Nationalgefühle Ausdruck zu verleihen, sprechen dem erhabenen Schutz- und Schirmherrn König Wilhelm mit dankerfülltem Herzen ihre Anerkennung aus für die mannhafte Wahrung deutscher Ehre, schwören mit erhobenen Händen unwandelbare Treue dem Vaterlande und geloben in der Überzeugung, daß der Krieg Aufbietung aller Kräfte der Nation verlangen wird, alle, auch die schwersten Opfer freudig tragen zu helfen." Seit jenen Jahren der Erhebung Deutschlands führt das Fest auch die Bezeichnung „Volks- und Erinnerungsfest". Mögen die Zeiten nicht mehr fern sein, wo wir es in veredelter Weise als wirkliches „Volks- und Erinnerungsfest" in einem freien, glücklichen Deutschland neu erstehen lassen können.

VOLKSFESTE IN DER ZUKUNFT.

Von Georg Kleibömer.

Wer erinnert sich noch des Zwiespalts in der Seele des Lübeckers am ersten Volksfesttag? Was nur Beine hatte, mußte mittags in die Stadt, um zwischen Marktplatz und Burgfeld irgendwo ein gedrängtes Plätzchen in der dichten Menschenmauer zu behaupten. Alle Schaufenster ausgeräumt, um Zuschauern Platz zu machen. Auf den Dächern standen sie sogar. Man mußte dabei sein, wenn der Festzug nach dem Burgfeld marschierte. Und dabei dachte man mit Unruhe dran, daß man doch wieder nach Hause mußte, und je später es mit dem Essen wurde, um so später kam man nachmittags auf den Festplatz.

In den letzten Jahren zeigen die vereinigten Schaubudenbesitzer in den Zeitungen auch alljährlich ein „Lübecker Volksfest" an, das gar acht Tage dauert. Es hat mit dem alten, echten Volksfest gerade das eine gemeinsam: daß wieder allerlei Buden und Vergnügungsanstalten vorm Burgtor aufgebaut sind. Im übrigen handelt es sich um nichts anderes als um das, was in großen Städten als „Rummelplatz" dauernd vorhanden ist, um einer Schicht unseres Volkes, die statt eines Festes, statt einer Freude nur eine Zerstreuung, einen Anreiz verlangt, solche zu bieten.

Der Verfall des Lübecker Volksfestes ist wohl keine Einzelerscheinung. Wer denkt noch an das Waisenkinderfest auf dem Schützenhof, an den Umzug der Waisenkinder morgens früh, an den großen phantastischen Holzvogel, der vorher durch die Stadt getragen wurde, wenn die Waisenkinder mit den Sammelbüchsen herumgingen? Ringreiten beim Roten Löwen, Kringelhöge, ja Kindervogelschießen in Travemünde: alles waren Volksfeste, auch wenn sie nur einen bestimmten Teil des Volkes erfaßten.

Der Krieg hat fast allem ein Ende gemacht. Aber es war nur ein Todesstoß, der einem Dahinsiechenden versetzt wurde. Innerlich gestorben war all das vorher. Versuche zur Wiederbelebung nach dem Kriege sind nicht verheißungsvoll abgelaufen. Eine neue Menschheit war gekommen, die kein lebendiges Verhältnis hatte zu den alten Formen.

Und was hat sich diese neue Menschheit an neuen Formen geschaffen? Was für Volksfeste sind neu geworden? Keine. Und warum konnte die „gesegnete" Zeit des Aufstiegs, Wohlstandes, Fortschritts keine neuen Volksfeste feiern? Weil wir kein Volk waren.

Was war eigentlich dran am Lübecker Volksfestzug, daß man ihn jedes Jahr wiedersehen mochte? Was besonders unserer Zeit mit ihrem nervösen Drang nach ewig Neuem, Wechselndem zu denken geben muß: der Volksfestzug hatte sein überliefertes Aussehen. Nur geringe Abweichungen vom vorigen Jahr brachte das nächste. Höchstens fehlte mal der befederte Mann im Vogelwagen des Geflügelvereins, oder sonst war hier und da ein Neues da, oder ein Altes verschwunden. Aber im ganzen war doch der Aufmarsch der Schützen, der Gärtner, Bäcker, Schlachter, Fischfrauen, der vielen Vereine Jahr für Jahr gleich.

Ich glaube, wenn ich rückschauend überlege: der größte Reiz lag in der trachtenartigen Kleidung der verschiedenen Gewerbe. Es war noch der sichtbare Rest eines nach Ständen gegliederten Volkes, was da an uns vorbeizog. Und das gab auch dem Zuschauer einen ihm selbst unbewußten inneren Halt. O ihr Menschen, was haben wir verloren mit dem Absterben des Standesgefühls. Wer war im Lübecker Volksfest am beliebtesten? Nach meiner Erinnerung waren es die „Träger". Ich meine: auf sie, und besonders auf jenen lustigen Alten, der so vergnügt nach allen Häusern hinaufwinkte, fielen die meisten Blumen herab. Den Donner auch: der Alte war doch nach heutigem Sprachgebrauch eigentlich „nur" Hafenarbeiter; und die Herren und Damen da oben auf dem Balkon waren etwa Senatorfamilie oder jedenfalls doch „alte Lübecker Patrizierfamilie". Ist das heute noch so? Lebt noch in jedem das stolze Standesbewußtsein, das, weil es sich bewußt einordnete ins Ganze als dienendes Glied, auch den Stolz jedem andern Stand gegenüber aufbrachte, trotz oder eben wegen der vollen Anerkennung der Bedeutung des andern?

Der Volksfestzug ist ersetzt durch den Maifeierfestzug. Wenn am ersten Mai die geschlossene Kraft aufmarschiert und die breite Arbeiterschicht unseres Volkes dahinzieht, der Rhythmus einer Masse, darin das Gefühl unverbrauchter Volkskraft und der Wille einer Zukunft dröhnt: ganz gewiß imponiert solcher Arbeiterzug. Aber schon, daß mir ein Fremdwort hier aus der Feder fließt, beweist mir selbst, daß hier etwas nicht klar deutsch ausgedrückt werden kann. Ich könnte nicht sagen: Solcher Festzug weckt in jedem Herzen Freude, zustimmendes Gefühl. Es liegt in dieser imposanten Festzugmasse nicht der Stolz, ein wichtiges, unentbehrliches Glied des Volksganzen zu sein. Das ist die Armut unserer Zeit!

Wenn wir kein Volk sind, können wir keine Volksfeste feiern. Aber auch wenn wir „Volk" wären, das ist ein gegliederter, lebender Organismus und nicht eine „Masse"; so würden wir doch keine Volksfeste haben, wenn wir keine Formen für Feste besitzen. Und die waren uns mehr und mehr

verlorengegangen. Statt eigene, innere Freude auszuleben, ließ man sich gegen Bezahlung etwas vormachen, etwas bieten von „andern“. Das Unbeteiligtsein, das Zwischendurchlaufen und Zuschauen wurde wesentlich bei unsern Volksfesten.

Gott sei Dank wächst dagegen etwas Neues in unserm Volk. Unsere neue Jugend erlöst uns aus diesen Banden des Materialismus. Sie schöpft wieder aus dem eignen Innern, sie verzichtet auf allen Festbetrieb. Sie hat zurückgefunden zum Volkslied und hat uns tausend alte Lieder neu geschenkt; sie macht sich ihre Tanzmusik selbst auf Geigen und Klampfen — (Wir mußten zu jedem Schulfestzug eine ganze Kapelle von Berufsmusikern „engagieren“!); sie tanzt auf grünem Rasen und spart das Eintrittsgeld zum Tanzsaal; sie muß sich nicht durch Bierglas und Zigarre ihre Freuden beim Wirt erkaufen; für sie braucht keine Theatertruppe und kein Zirkus von weither zu kommen, denn sie kann's selbst und zeigt oft mehr gesunden Humor dabei als der „August“ im Zirkus, dem das Lustigsein Beruf oder Geschäft ist. Sie schafft Feste aus sich, und darum sind es wirkliche Feste.

Aber Jugendfeste sind noch keine Volksfeste. Dazu gehört mehr: Es gehört die Veranlassung, der letzte Grund zum Festefeiern dazu. Und da fehlt es bei unserer Jugend. Sie feiert Feste, wenn die Jugendlust sie dazu treibt. Aber unsere neue Jugend ist nicht „geschichtlich“, sie hat keine Verbindungen mit der Vergangenheit. Das hat sie ja alles abgelehnt, als sie sich selbständig machte von lebenden und toten Autoritäten und alles von vorn anfangen wollte. Wo keine Überlieferung, keine Verankerung in der geschichtlichen Vergangenheit ist, wo soll da ein Volksfest, ein Grund fürs Volk, Feste zu feiern, herkommen? Volk ist ja nicht etwa die Summe aller lebenden Menschen gleicher Stammeszugehörigkeit; sondern außer den Lebenden gehören dazu die unendlichen Kettenglieder der vergangenen Geschlechter mit allem, was sie hinterließen. Erst wenn die deutsche Jugend sich des lebendigen Zusammenhangs mit der Vergangenheit bewußt sein wird, wenn sie Sinn für Tradition, für Überlieferung und Erbe wiedergewonnen haben wird; mit einem Wort: erst wenn wir wieder Volk sein werden, werden Volksfeste möglich sein.

Werden oder Wollen? Kann man so etwas wie Volksfeste wollen oder machen? oder muß es nicht vielmehr werden oder wachsen? Gewiß; aber auch Wachsendes kann durch Pflege gestärkt, gefördert und erhalten, Wachsendes kann aber auch durch Vernachlässigung und Gleichgültigkeit zurückgehalten werden und verkümmern. Darum soll man Menschen, die sich um solche Fragen sorgen, nicht im Stiche lassen oder ihr Beginnen verurteilen. Aber Betriebmacher, die sich nicht als Gärtner fühlen vor jungen Baumpfleglingen, die soll man schonungslos stören in ihrem Beginnen. Ich denke dabei an die Sonnwendfeiern. Alle Versuche, künstlich Feiertage und Volksfeste zu schaffen, scheiterten: 9. November, Verfassungstag, Kriegsgedenktage. Es wurde immer nichts daraus. Aber in den letzten Jahren wuchs doch die Freude am Sommersonnwendfest. Da lag eine tiefste Verankerung im deutschen, germanischen Volkstum! Da war eine wundervolle Ergänzung zur deutschen Wintersonnenwende, der Weihnacht, die das deutsche Familienfest bedeutet; entsprechend könnte die Sommersonnenwende das deutsche Volksfest sein. Unsere neue Jugend trägt dieses Volksfest. In ihren Formen feiert sie es, und hier war dann die Verbindung mit ältester Volksvergangenheit. Eine leise Hoffnung hatte ich: es möchte das deutsche Volksfest daraus werden. Aber sind nicht auch dahinein die Betriebmacher wieder gekommen? Die Parteileute und die Vereinsmenschen, die irgend etwas von der Feier wollten, das gar nicht in ihrem Wesen liegt! Diese Erfahrungen haben mich sehr bescheiden gemacht: Es gilt noch viel beiseite zu räumen, ehe uns wieder rechtes Volksfest erwachsen kann!

SURSUM CORDA. (FLORIAN GEYER.) VON JÜRGEN UHDE.

Wirf hinter dich
Dein Sorg und Leid,
Umgürte dich,
's kommt neue Zeit!
Halt lieb und wert
Dein Roß und Schwert:
Im Glauben neu
Und alt in Treu!

LÜBECKER GOTIK.

Zehn Holzschnitte nach spätgotischer Plastik in Lübeck von Friedrich H. Lang.

Von Carl Georg Heise.

Zwei Kunstarten sind durch die Erfindung der Photographie auf das Empfindlichste geschädigt worden: das Bildnis und die künstlerische Reproduktion. Wird der Mangel an guter Bildniskunst, die zugleich Abbild und Gestaltung zu geben vermag, immer deutlicher fühlbar, so ist fast allgemein der Sinn für die frei nachschaffende Wiedergabe alter Meisterwerke verlorengegangen. Das Zeitalter der Wissenschaft legt Wert auf wortgetreue Überlieferung; wissenschaftliche Kunstbetrachtung tritt an Stelle voraussetzungsloser Freude am Schönen. Das mechanische Lichtbild kommt diesem trockenen Bildungsideal dadurch entgegen, daß es das nur auf wesentliche Einzelheiten gerichtete Erinnerungsbild durch die vollzählige Summe der Erscheinungen in abschwächender Übersichtlichkeit ersetzt. Langsam aber beginnt in unseren Tagen der Kunstfreund zu spüren, daß ihn die scheinbar so exakt registrierende Photographie doch um das Entscheidende des künstlerischen Eindrucks betrügt: sie lähmt die rekonstruierende Phantasie anstatt sie zu beflügeln, es entsteht in der Erinnerung das Original ohne das künstlerische Erlebnis wie ein Mensch ohne Seele. Man beginnt, die durch photographische Wiedergaben verdrängten Strixnerschen Lithographien nach den altdeutschen Meistern der Boisserée-Sammlung wieder zu bewundern. Man fühlt, wie diesen Nachzeichnungen die wissenschaftliche Treue fehlt, dafür aber den besten Blättern die ganze Liebe des Zeitalters für die damals neuentdeckte Schönheit spätgotischen Formausdrucks mit eingewirkt ist — und man sehnt sich nach Deutungen (nicht Abbildern) der gleichen Werke aus dem Geiste unseres Geschlechts. Ist es nicht ehrlicher und kunsterzieherisch von tieferer Bedeutung, durch solche Übersetzungen in die Kunstsprache unserer Tage für die besonderen Schönheiten der Alten zu werben anstatt durch mechanische Reproduktionen nur ihre äußere Gebärde unserm historischen Vorstellungsbesitz einzuverleiben? Daß so etwas möglich ist, soll der vorliegende Versuch neuzeitlicher Holzschnitte nach altlübeckischer Plastik zeigen. Er soll hinführen zu den Originalen, wegführen von der Photographie; hinführen durch die liebevolle Eindringlichkeit, die Unterordnung der eigenen Individualität unter die Formensprache der alten Meister, wegführen von der wissenschaftlichen Auffassung durch die Auswahl des Wesentlichen, Eigentümlichen, im eigentlichen Sinne Künstlerischen, soweit es sich dem empfänglichen Auge der Gegenwart erschließt.

Fritz Lang, der junge Künstler, der diese Holzschnitte schuf, ist Schüler der Karlsruher Kunstschule, verdankt viel der ausgezeichneten Lehre Gustav Wolfs, dessen Klasse solche „Übersetzungen" besonders pflegte, mehr aber noch seiner natürlichen Begabung, die charakteristische Formenwelt seiner Vorbilder in die Sprache seines Handwerks zu übertragen, seine eigene Auffassung anklingen, aber sie doch in weiser Zurückhaltung niemals das künstlerische Grundmotiv des alten Meisters vergewaltigen zu lassen. Er variiert das alte Thema, mehr um es zu erläutern als um es umzudichten. Seine Stärke ist die technische Seite des Holzschnitts. So bleiben es Wiedergaben — nicht des mechanisch übertragenen äußeren Gesichtes, sondern des künstlerischen Gehaltes —, soweit das heute möglich ist. Diese Einschränkung sei gern und um so lieber gemacht, als eben im Aufspüren der unerfüllten Angleichung an die Vorbilder der Anreiz zu einer nachschaffenden Phantasietätigkeit liegt, dem Kern aller Kunstbetrachtung, die nicht Erlernbares verzeichnen, sondern Erlebtes nacherleben will. So mag dieser Versuch als Beispiel schöpferischen Sehens über sich selbst hinausdeuten.

BÄUME UND MENSCHEN.

Eine Geschichte von Jürgen Uhde.

Es war in der Zeit, in der noch die eilf alten Bischöfe in Starigrad saßen und Wagrien beherrschten. Wagrien war mit der Grafschaft von Holstein vereint, und Svend Estrithons Name klang noch wie Schauder durchs Land. Und Hermann Billung und Vicalin und Bischof Marco wurden noch immer mit Ehrfurcht genannt. Da schenkte Graf Adolf II., der Gründer von Ljubica das Dorf Ghennin an das Domcapitel der jungen Stadt.

Der Bischof von Ljubice, das die Slaven Bukowec benannten, und das erst viel später als Lübeck bekannt ward, war ein sehr dankbarer Herr. Er pflanzte eilf Eichen und setzte sie treulich dem Herrn zum Gedenken, der ihm das Dorf mit dem Feld zum Geschenk gab.

Die Eichen wuchsen und gediehen. Sie reckten ihre Knospen in manch liebes Jahr hinein, das voll von Sturm und Kriegsgeschehen war, und warfen ihr blutrotes, sterbendes Laub über viel eiserne Männer und Pferde und Troß.

Als die Bäume noch jung und geschmeidig waren, wurden sie Zeugen des schrecklichen Brandes, der anno MCDVII die Stadt ihres Grafen vollkommen zerstörte. Im dreizehnten Jahrhundert kamen noch dreimal gewaltige Brände über die Stadt und die Türme geloht. Und ein Jahrhundert darauf lagerte sich eine Menge von Leuten, die von dem schwarzen Tod aus der Stadt gejagt waren, unter den Bäumen. Das Feuer aus Lager und Zelten steckte ein paar von den harten Gesellen in Brand, und in den Jahrhunderten, die darauf folgten, mußten noch mehr von den Eichen dran glauben. Und daran waren die Zeitläufte schuld, die erst ein Vertreiben des hochedlen Rats, dann eine Plünderung durch die Dänen, ein knappes Menschenalter darauf die Grafenfehde und endlich die Wirren des Glaubenskriegs brachten. Abend für Abend lagen die Tatern und Söldner unter den Bäumen am Feuer, Gäule und Karren standen daneben, und ab und an kam ein mächtiger Mannstroß mit Pauken und Fähnlein und Hellebarden die Stecknitz entlang.

Als dann die Kriegszeiten wieder dem Friedensglück wichen, waren die Bäume am Weg nach Genin jedweden Sonntag ein Ziel für die Städter, die ihre Ausflüge lachend und schwatzend im weiten luftigen Kleid unternahmen. Nur noch ein einziges Mal kam der Krieg dort gegangen. Aber das war dann schon in der Zeit, in der das Capitel das Dorf an die Stadt geschenkt hatte, nicht ahnend, wie bald die Franzosen dort Herrscher sein würden.

Sechs lange Jahre standen die fremden Soldaten dort Posten. Dann kamen eines Tags andere Männer mit seltsamen Waffen und wahllosen Kleidern, aber mit leuchtenden Augen und singenden Lippen die Straße gegangen, und ihr Gesang war ein heißes landstreues Lied, ein Lied der Freiheit und der Freude, ein Lied der Treue und ein Lied vom Tod. Als dann nach drei Jahren der Rest dieser Freiheitssoldaten den Eichen erzählte, das Land wäre frei, da jauchzten die Bäume vor Freude laut auf und warfen die Blätter vergnügt durcheinander.

Grund genug hatten sie dazu, denn im ganzen kommenden Jahrhundert wurden sie nicht ein einziges Mal mehr gestört. Der Bauer hielt sie heilig, der Jäger hatte sie gern und die Städter hatten ihre Freude daran. Und das mit Recht, denn jedwedes Jahr hatten dort seltene Vögel ihr Nest. Der Uhu hauste in ihren Wipfeln, der Kolkrabe war dort zu Gast, der Kauz schrie des Nachts aus dem Stamm in das Land und auch die Vierfüßler waren dort gern. Baummarder, Katteecker und ab und an ein paar stroppende Katzen vom Dorf lebten dort auf den uralten Ästen am Weg.

Das blieb alles so bei, als der Ratsherr Matthäus Rodde im Dorfe Besitz in die Hände bekam. Das war ein alter Herr mit viel Sinn für die Schönheit im Lande ringsum, und als er merkte, daß es bald mit ihm zu Ende ging, da sorgte er im Testament dafür, daß niemand seinen Bäumen was zuleide tat. Als dann aber ein hochlöblicher Rat eine Eisenbahn baute, mußten die schönsten und ältesten Bäume doch daran glauben. „Sparsamkeit muß sein“ und „Kurven sind mir zu unbequem“, sagte der Eisenbahnkommissar und legte die Schienen quer durch die Baumgruppe durch, die ihm gerade im Weg stand. Denn er war für damalige Zeit ein moderner Mann, dem ein Reichspatent mehr galt, als alle Geschichte. Der Uhu aber wanderte aus, und der Kolk fuhr entsetzt über das Land und die Elbe bis in die Haide, die damals noch still war.

Die paar deftigen Bäume, die schließlich noch beidseits der Bahnschienen standen, blieben auch stehen, als fast fünfzig Jahr später der Krieg durch das Land schrie und als dann die Revolution hinterdrein lief. Aber mit der kam die Not in das Land.

Zuerst pochte sie in der Stadt an die Türen. Dann ging sie auch auf die Dörfer hinaus. Und in Genin fraß sie sogar die Kirchenkassen ratzekahl. Und nicht nur das, denn auch die Existenz des Herrn Pastors kam in Gefahr. Das gab ein Versammeln der Pfarrer im Stadthaus und ein Bereden der Bauern im Dorfkrug. „Üns Paster möt wi behollen“, meinte Bregenklas, „und wenns uns de Eekböm vandag kosten schall!“ Und so wurde es denn auch. Als sich der November des bösen Geschehens zum fünften Mal jährte, fielen die uralten Eichen der Geldnot zum Opfer.

Als ich vor zwei Wochen im Weg vor Genin fuhr, traf ich den Anbauern aus Brandenmöhl. Der wies mit der Pfeife entsetzt nach den Löchern und sagte dann bloß: „Tja Herr, n' Paster is gaud und de Kark deiht uns nödig. Äwer mi dücht, Herr, diss Böm, grad diss Böm, de wärn doch mehr wirt ass irgendeen Paster!“

HEIMATWINKEL.

Von W. Haase-Lampe. Mit 3 Holzschnitten von Carl Strohmeyer.

Ich konnte nicht loskommen von den Sorgen der Zeit. Jeder Tag hatte ein neues Gesicht, und jedes der Gesichte ward verzerrter und grauenhafter. Immer wieder hatte ich den Rucksack gepackt und den Fuß auf die Schwelle gesetzt. Ich wollte zu euch, ihr stillen Winkel mein. Wo der Frühling dieses schlimmen Jahres mir das Sonnenblau des Himmels, die Schleierfahnen der Birken, den Schößlingsschmuck der Fichten zeigte. Wo das Leben aus der Tiefe in alter Freudigkeit aufstand, und wo ich mein sein durfte; die anderen, klagenden und jammernden, weit hinter mir.

Und immer wieder hielten sie mich fest.

Konnte ich ihnen denn helfen? Hatte ich nicht mit mir selbst genug zu tun? Waren da nicht allerlei Dinge, die geboten, mein Selbst dennoch zu vergessen? Und da sollte ich hinausgehen unter das Sonnenblau des Himmels und unter die Schleierfahnen der Birken, die über dem Landgraben wehten. Und ich sollte mich freuen der tagleuchtenden Männertreu und des schelmlächelnden Vergißmeinnichts?

So kam ich nicht über die Schwelle des Hauses.

Und die Tage gingen hin in würgendem Kampf. Die Abende hatten keine Feierstunde mehr und die Morgen kein jauchzendes Beginnen. Wo immer Hände ruhten, da zitterten sie in Erschöpfung, und wo Brüste atmeten, da keuchten sie in Beklemmung.

Die Straßen der Stadt waren voller Not, die schrie, die fluchte, die mordete. Und alles klammerte sich an die wenigen, die ihr Selbst vergessen hatten und sich für die anderen hinstellten in die Mitte der schrecklichen Dinge, die zerfressend und zertrampelnd über das Leben der Heimat gingen.

So kam ich nicht hinaus über die Torzingel der Stadt.

In mir erfüllte sich das Schicksal vieler Freunde. Sie alle schritten vormals mit mir dahin unter den Birkenschleiern am Landgraben. Da, wo er aus der Niederung in die Heide einbricht. Wo er landumgürtend wie fließend Silber rotleuchtende Callunasiedlungen schmückt. Wo alte Schanzen ihn sichern. Wo Sümpfe als unüberwindliches Schutzgebiet ihn begleiten.

Wir sahen über uns das Sonnenblau des Himmels. Wir sahen es wirklich!

Wie lange ist das her?

Ist es wahr gewesen, daß wir einmal zusammensaßen, fein überlegend, wie wir den Schmuck der Heimat schützen könnten? Wie wir das Sonnenblau unseres Himmels hineinzutragen vermöchten in leere Herzen. Wo sind hin Kraft unseres Ideals, Schwingen unseres Gefühls, Jubeln unseres Überwindens?

Und da kam ein einsamer, heller Sommertag. Da war ich wieder draußen.

Der Pirol schrie und höhnte aus dem Eichenschatten: O, du grau gewordener Esel! Wat söchst du hier? Hier ward utmist, min Jung! Hier ward reguliert, du Schapskopp! Go na Hus, sonst häst natte Fööôt! Hihihihi..rilrilril..oah!

So'n Schandmul!

Aber es war so. Gegen Hundtenhorst, wo des Landes alter Wassergurt in Ried versumpft, stand Johann von der Weide: Nu süh einer dieses an. Was meinst du zu diese Kleerei. Hat hier nich, was urkundlich zu höchst wahrscheinlich, Heinrich der Löwe umhergestanden und hat eine Stadt gegründet. Nu haben sie akkerat hier mit ihrem verdammten Geschirr die Reinlichkeit zu Rechten kommen lassen — akkerat hier, wo ich mich seit Jahrenden zehn um die Rohrdommeln abgequält habe. Ich sage dir, da muß in Sukunft besser für aufgepaßt werden!

Und Johann von der Weide legte sein gutes Gesicht in tiefe Falten, wie sie seinen Wasserjagdstiefeln seit Jahrenden zehn eigen waren.

Und aus den Brandenbaumer Eichen höhnte der Pirol: Goht na Hus, jü Queckenpuckers. Hier ward utmist! Hihihihi..rilrilril..oah!

Wir gingen still davon. Nordwärts. Über Graben und Wall, durch Heide und knisternden Busch, durch bebendes Moor und ameisenbelaufenen Kahlschlag. Unter dem Sonnenblau des Himmels und unter den Schleierfahnen der Birken, die über dem Landgraben wehten. — — — —

— —

Niederbrechendes Land zu meinen Füßen. Von weit her wogendes, aufgepeitschtes Meer.

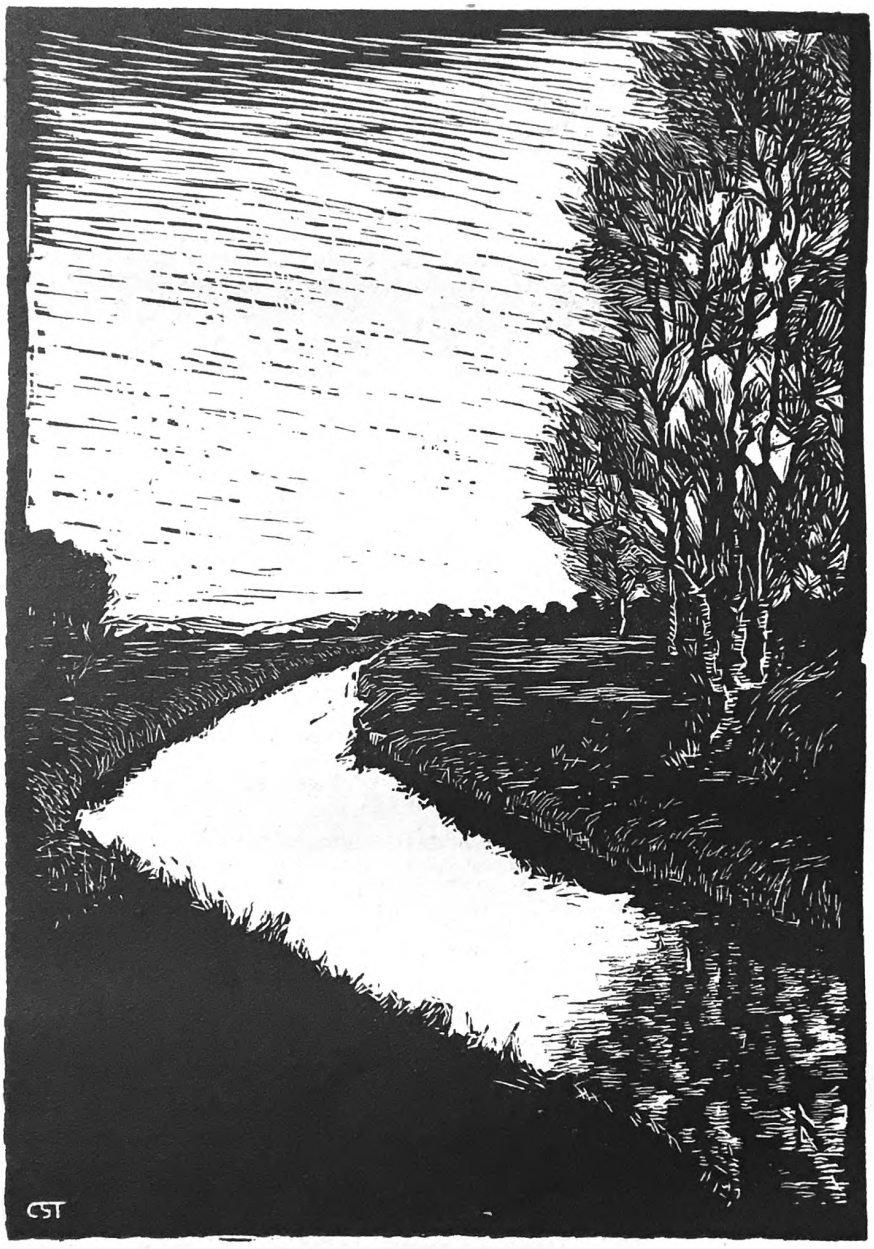
Knallende Schläge gegen wirrliegendes Findlingsgestein, wie Knallen scharfer Flintenschüsse.

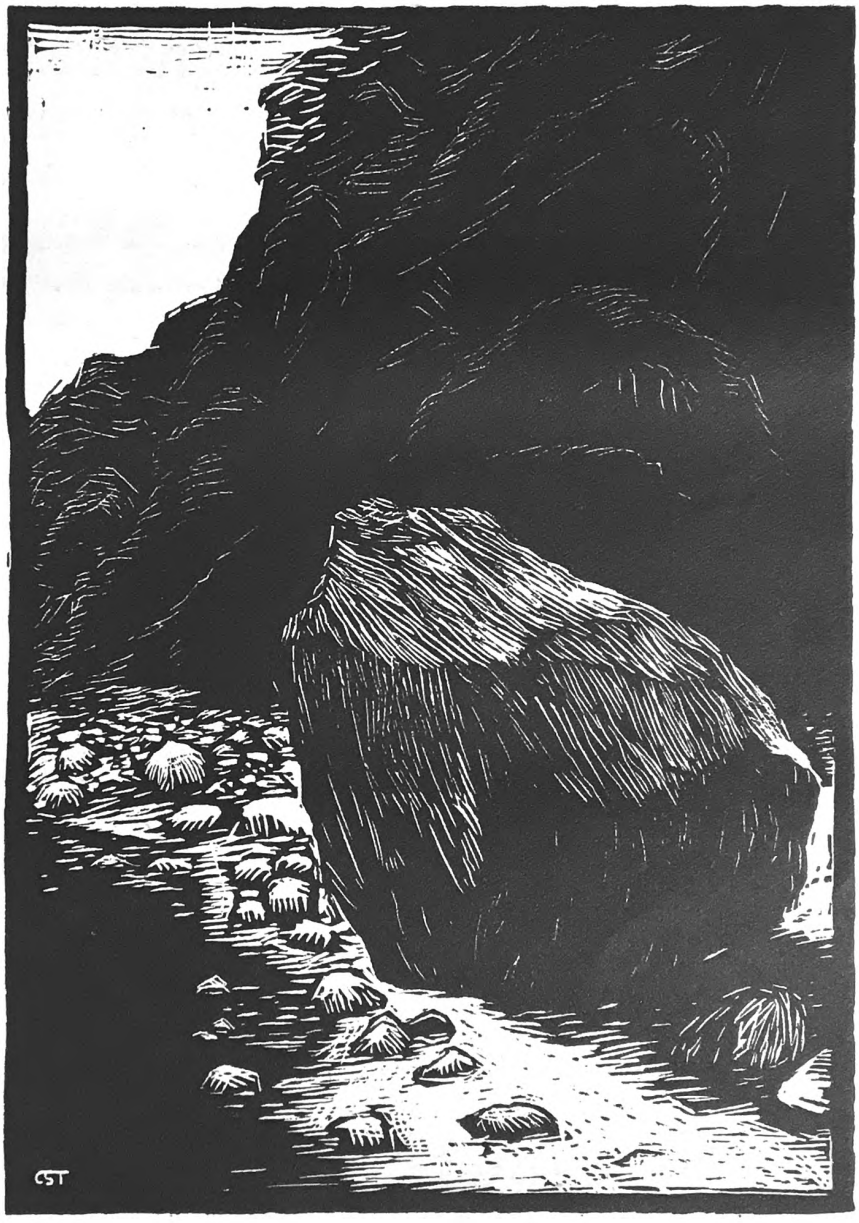
Ich hatte dennoch und dennoch versucht, loszukommen von Alltag und Not, und nun ward mir alles ein Bild unseres Kämpfens.

Vom Möwenstein bis zur Mole vor Koppel Fallum 2 jagten die Wellen wie tolle Hunde über den Vorstrand. Die Luft war erfüllt mit zerstäubtem Gischt und ein seltsamer Ostregen schickte seine Rieselwässer durch die Mergelschlacken des Uferrandes.

Von Brodten her brüllten die Rinder aus dem Windschutz der Knicks.

Alles um mich her in steter, vernichtender Bewegung.


CST



Ufermassen glitten in rotbraunem Brei zur Tiefe, getrieben wie von Stößen eruptiver Bodenzuckungen. Über Ginster und Gräser, Blumen und Kräuter kroch der Erdstrom. Findlingsgestein polterte hinab. Und unten griffen die Wellen nach des Ufers Trümmer, gierig und johlend hinwegschleppend — Landraub!

Immer geringer ward der Raum der Koppeln, die dem Uferbauer reichsten Kornboden darboten. Die Wellen wuschen den Sand aus den Mergelklumpen und trugen ihn zum Vorstrand der Travemündung.

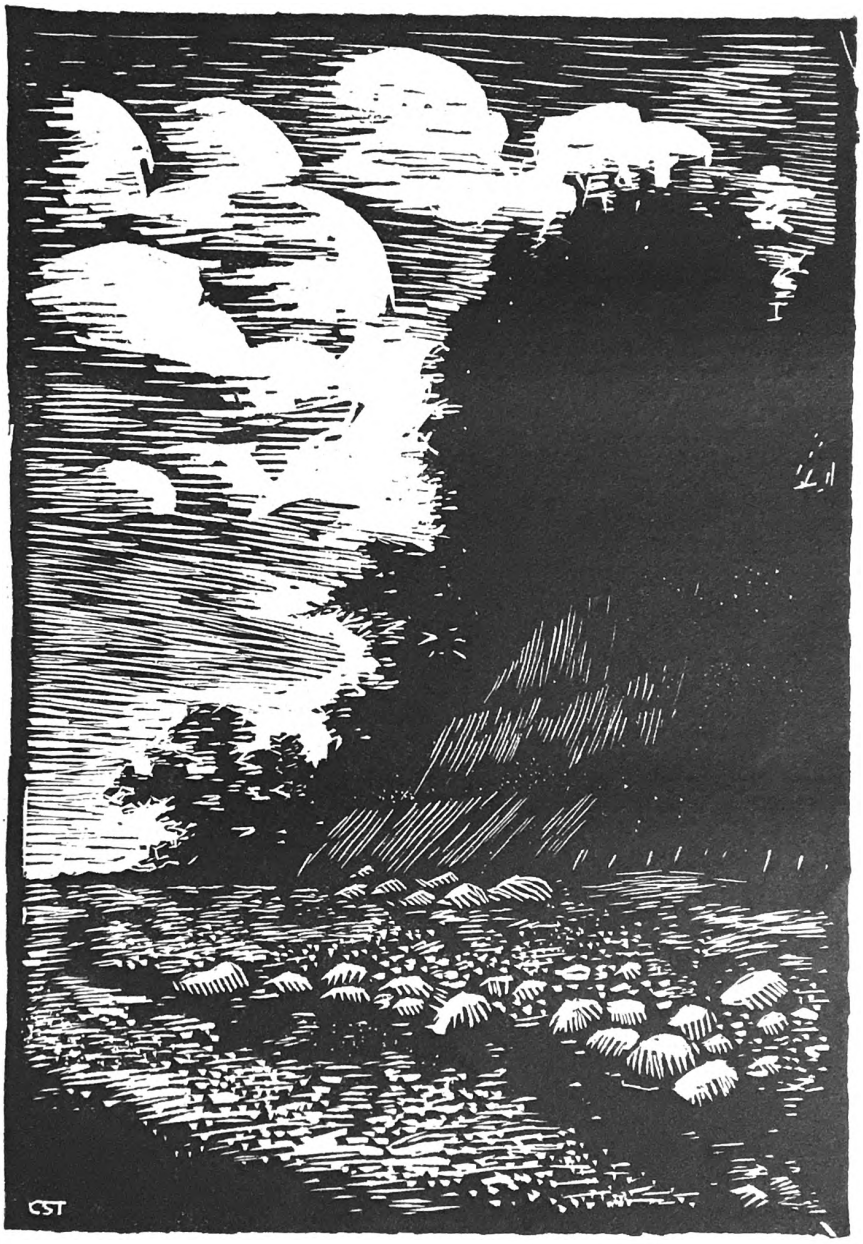
Und ich wußte, wenn ich in Sonnenstunden über diese aus Sturm und Not zusammengetragenen Flachdünen gehen würde — da würde ich girrendes, lüsternes Lachen hören und werbende, tremolierende Männerstimmen.

Und vor mir würde wieder stehen unsere Zerrissenheit, der Schmutz unserer Seelen und die Brutalität unserer Ichbejahung.

So blieb ich allein zwischen Ufertrümmern und weißlockigen Wellen, in Wind- und Meeresgebrüll hinaushorchend, ob Klänge neuer Hoffnung und Verheißung das Toben der Zerstörung wieder übertönen würden.

Nichts? — Mein Gott! — Alles um mich her in steter, vernichtender Bewegung!

Wie lange noch?


CST

JOHANN GEORG WITTHAUER.

Von Wilhelm Stahl.

Unsere Jakobikirche hat im vorigen Jahre die mit seltener Arbeitskraft und vorbildlicher Treue durch 50 lange Jahre geleisteten Dienste ihres Organisten durch Anbringung einer Plakette nördlich der Orgel neben der prächtigen Chortreppe geehrt. An derselben Wand befinden sich zwei Sandsteintafeln, die gleichfalls das Gedächtnis eines Organisten der Nachwelt erhalten sollen: Johann Georg Witthauer war vor mehr als 100 Jahren als Tonkünstler weit über Lübecks Grenzen hinaus angesehen, und auch heute noch ist es nicht nur Pflicht der Pietät, sein Leben und Schaffen vor Vergessenheit zu bewahren.

Er wurde — nach den grundlegenden Angaben in Gerbers Lexikon, die in Tag und Jahr von der weiter unten mitgeteilten Grabsteininschrift abweichen — am 18. August 1750 in dem koburgischen Städtchen Neustadt an der Heide geboren. Seine musikalische Begabung trat frühzeitig hervor. Er wurde daher schon in seinem neunten Lebensjahr zur Ausbildung zu Jakob Adelung in Erfurt geschickt, der als Musiklehrer einen bedeutenden Ruf genoß und gediegenes musikalisches Können mit umfangreichem gelehrtem Wissen verband. Seine philologischen und theologischen Studien an den Universitäten Erfurt und Jena hatte er mit der Erwerbung der Magisterwürde abgeschlossen. Er bekleidete in Erfurt das Doppelamt eines Organisten an der Predigerkirche und eines Professors am Gymnasium. Von seinen Schriften ist die „Anleitung zur musikalischen Gelahrtheit“ besonders berühmt geworden. Als der junge Witthauer sich unter seiner bewährten Leitung zu einem tüchtigen Künstler herangebildet hatte, ging er als Privatmusiklehrer zunächst nach Kurland, dann nach Hamburg und 1792 nach Berlin. Von hier wurde er 1797 nach Lübeck berufen als Nachfolger von Johann Friedrich Gottlieb Westenholtz, der nach 21jähriger Tätigkeit als Werkmeister und Organist an der Jakobikirche am 13. Juli 1796 gestorben war. Die Wiederbesetzung der Stelle verzögerte sich über ein Jahr, da es damals allgemein üblich war, den Hinterbliebenen das sogenannte Gnadenjahr oder wenigstens -halbjahr zu gewähren. Das Organistenamt an St. Jakobi war seit längerer Zeit wie noch heute dasjenige an St. Marien mit den Werkmeisterfunktionen verbunden. Das durch diese Kombination ermöglichte Angebot eines höheren Gehaltes sicherte der Kirche von vornherein eine ausreichende Zahl geeigneter Bewerber. Wenn unter diesen sich auch Witthauer befand, so haben dabei wahrscheinlich verwandtschaftliche Beziehungen zu einem Kirchenvorsteher mitgewirkt. Als auf wiederholte schriftliche Gesuche keine Antwort erfolgte, begab er sich im September 1797 persönlich nach Lübeck und bat, sich hören lassen zu dürfen. Endlich wurde dann für den 26. September ein Probespiel anberaumt, zu dem außer Witthauer noch drei „Kompetenten“ eine Aufforderung erhielten, Matthias Andreas Bauck, als Musiklehrer „in Lübeck etabliert“, und zwei junge Leute: May, „beim Kammerherrn v. Buchwald auf Tresenburg engagiert“, und Breyer „aus dem hiesigen Schülerchor“. Die Bewerber hatten sich vormittags um 10 Uhr in der Jakobikirche einzufinden. Zur gleichen Stunde trat der Kirchenvorstand, bestehend aus Bürgermeister Hermann Diederich Krohn, Senator Christian von Brömbsen und den beiden Bürgern und Kaufleuten Peter Heinrich Tesdorpf und Johann Heinrich Leiditz, in der Sakristei zusammen. Auf Vorschlag von Senator von Brömbsen wurde bestimmt, daß jeder Bewerber zuerst eine freie Fantasie, dann einen aufgegebenen Choral „ganz einfach, so wie ihn die Gemeinde singt“, endlich einen selbstgewählten Choral mit Veränderungen spielen sollte. Die von Bürgermeister Krohn auf Zettel geschriebenen Aufgaben wurden den Probekandidaten mitgeteilt. Die Vorsteher hörten von ihrem Kirchenstuhl aus das Probespiel an und begaben sich dann zur Wahl in die Sakristei zurück. Leiditz gab „in Hinsicht seiner nahen Verwandtschaft“ seine Stimme Bauck; die übrigen drei vereinigten sich auf Witthauer. Merkwürdigerweise waren bei der ganzen Handlung die Geistlichen der Kirche nicht beteiligt; auch von der Zuziehung eines Musiksachverständigen hatte man abgesehen. Witthauer wurde dann in die Sakristei gerufen. Der Bürgermeister teilte ihm den Ausfall der Wahl mit, „darüber derselbe äußerst gerührt und dankbar war“. Er versprach, sich mit seinen Geschäften in Berlin so einzurichten, daß er gegen Weihnachten sein Amt antreten könne. Er ließ es sich angelegen sein, seine Sachen in Berlin so rasch wie möglich zu ordnen, so daß seine Amtseinführung in Lübeck bereits am 7. Dezember erfolgen konnte. Sie fand in Gegenwart des Kirchenvorstandes im Hause des Vorsitzenden, Bürgermeister Krohn, statt. Witthauer hatte den herkömmlichen Werkmeistereid abzulegen, in dem er gelobte, den Kirchenvorstehern getreu, hold und gehorsam zu sein, auf das Gebäude der Kirche, deren Gerätschaften und Zubehör fleißig acht zu haben, die Einnahmen und Ausgaben aufrichtig und rechtmäßig in Rechnung zu bringen, in allem der Kirche Bestes nach seinem äußersten Vermögen zu suchen und befördern. Er mußte ferner Kaution leisten und zwei Bürgen stellen, die mit ihm die Bestallung unterschrieben, wurde dann den Kirchenangestellten (dem Küster, den Sargträgern, Glockenläutern, Stuhlwärterinnen und Handwerkern) in seiner Eigenschaft als Werkmeister, dessen Anordnungen sie Folge zu leisten hatten, vorgestellt und mit der Einrichtung der verschiedenen Kirchenbücher bekanntgemacht. Als Amtswohnung bezog er das alte Werkhaus, das noch heute unverändert dem gleichen Zwecke dient. Es bildet den westlichen Teil des Häuserblocks zwischen dem Jakobikirchhof und dem Geibelplatz. Nur wenige Jahre des Lebens und Wirkens waren Witthauer in Lübeck noch beschieden. Er starb schon am

7. März 1802, „viel zu früh für seine zahlreiche Familie und für seine Freunde", wie das Protokollbuch des Kirchenvorstandes sagt. Als äußeres Zeichen der allgemeinen Achtung und Wertschätzung, die der Verstorbene sich erworben hatte, bewilligten die Kirchenvorsteher für die Trauerfeier die unentgeltliche Benutzung des Samtlakens. Die sonstigen Begräbnisgebühren kamen herkömmlicherweise bei Kirchenbeamten ohnehin in Fortfall. Die Beisetzung fand am 11. März morgens statt, und zwar nicht, wie damals sonst allgemein üblich war, in der Kirche, in der 1796 auch Westenholtz seine letzte Ruhe gefunden hatte, sondern, einem besonderen Wunsche Witthauers entsprechend, auf dem St.-Gertrud-Kirchhof vor dem Burgtor. Er hinterließ eine Witwe mit sieben unmündigen Kindern. Sein Nachfolger wurde sein einstiger Mitbewerber Bauck, der inzwischen 1800 Anstellung als Organist der reformierten Kirche gefunden hatte. Als der Gertrudenkirchhof in neuerer Zeit einging und die Gräber eingeebnet wurden, ließ die Vorsteherschaft zu St. Jakobi die beiden Inschriftplatten der Ruhestätte Witthauers in der Kirche anbringen. Sie haben folgenden Wortlaut:

Johann Georg Witthauer
Thonkünstler
Werckmeister und Organist
zu St. Jacobi
geb. in Neistadt an der Hayde
d. 19. August 1751
gest. d. 7. Martz 1802.

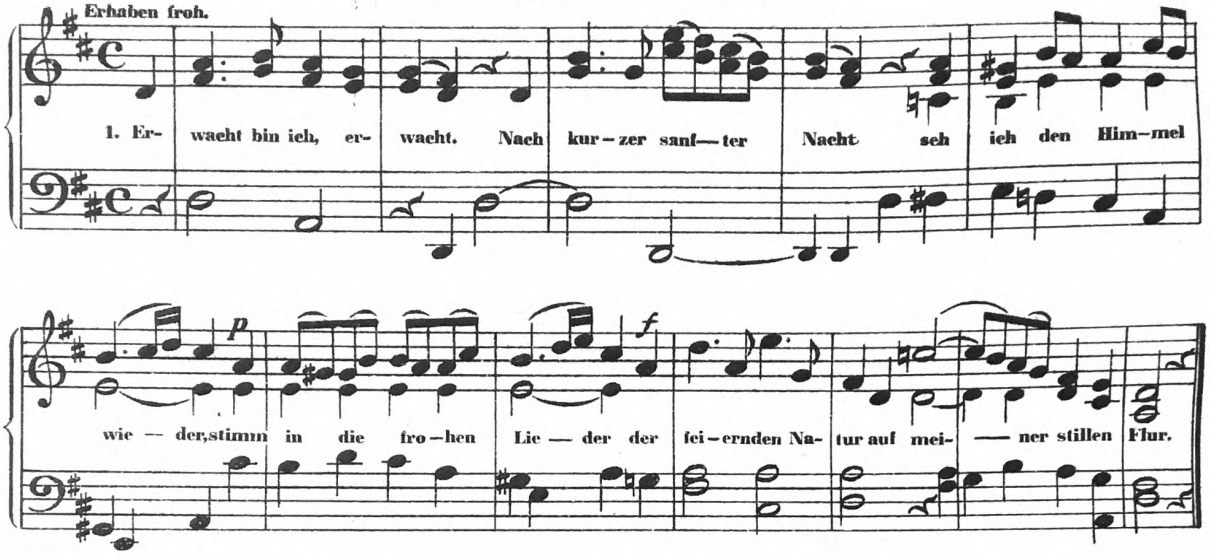
Warm und hell wie ein Sommertag;
wie die Sänger des Hains tonreich;
glühend für Kunst und Natur,
für Wahrheit und Tugend.
Thätig, heiter im häuslichen Kreis,
ehrwürdig den guten.
Wenigen freunden ein seltener Freund:
so lebt Er sein Leben.

Unter den Kompositionen Witthauers nehmen die Klavierwerke den breitesten Raum ein. Er veröffentlichte in Hamburg 1783 und 1786 je sechs Klaviersonaten, im zuletztgenannten Jahr auch noch eine Sammlung vermischter Klavier- und Singstücke, in Berlin 1792 und 1793 abermals ein Dutzend Klaviersonaten in zwei Abteilungen. Der Ruf, den Witthauer als schaffender und lehrender Klaviermeister mit der Zeit erlangte, brachte ihm einen ehrenvollen Auftrag: die Neubearbeitung der weitverbreiteten Klavierschule von Georg Simon Löhlein. Der 1782 in Danzig gestorbene Verfasser, ein Landsmann Witthauers (er stammte wie dieser aus Neustadt im Koburgischen), hatte es mit Erfolg verstanden, die Grundsätze der beiden epochemachenden klaviermethodischen Werke des 18. Jahrhunderts, Karl Philipp Emanuel Bachs „Versuch über die wahre Art, das Clavier zu spielen" (1753, 1762) und Friedrich Wilhelm Marpurgs „Anleitung zum Clavierspielen" (1755), durch knappe Fassung, verständliche Darstellung und Einführung stufenweise geordneter Übungsstücke der unterrichtlichen Praxis nutzbar zu machen. Witthauers Neubearbeitung erschien als fünfte vermehrte Auflage 1791. Die Schule ist auch weiterhin von Erfolg begleitet gewesen. Noch 1825 hat kein Geringerer als Karl Czerny sie neu herausgegeben.

Witthauers „Sammlung vermischter Clavier- und Singstücke" besteht aus vier gleichmäßig angelegten Abteilungen oder „Stücken", die 1785/86 nacheinander in kurzen Abständen in der Heroldschen Buchhandlung in Hamburg erschienen. Jede der vier Lieferungen enthält einige kurze und leichte Klavierstücke für „angehende Spieler", eine Klaviersonate und sieben Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Die letzteren gehören zur Gattung der von Johann Abraham Peter Schulz wenige Jahre vorher geschaffenen „Lieder im Volkston". In der für alle Strophen gleichbleibenden Melodie befleißigt sich der Komponist „der höchsten Simplizität und Faßlichkeit". Die einfache Begleitung verzichtet auf Einleitungen, Zwischensätze und Nachspiele, überhaupt auf jedes selbständige Hervortreten. Ihre Oberstimme spielt die Gesangsmelodie mit; diese braucht daher nicht besonders notiert zu werden. In dieser schlichtesten Form hat Schulz kleine Meisterwerke wie „Der Mond ist aufgegangen", „Warum sind der Tränen unterm Mond so viel", „Des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag" geschaffen, und auch unter den Liedern Witthauers befinden sich manche, die Anspruch darauf erheben dürfen, im häuslichen Kreise weiter gesungen zu werden. Sie haben sich früher jedenfalls einer größeren Verbreitung zu erfreuen gehabt und finden sich vereinzelt noch in späteren Sammlungen, z. B. in Erk-Greefs „Singvögelein". Für die Texte griff Witthauer mit besonderer Vorliebe zu der 1781 erschienenen ersten Gedichtsammlung der begabten, heute vergessenen Karoline Rudolphi. Sie leitete in dem Hamburg benachbarten Hamm eine später nach Heidelberg verlegte Erziehungsanstalt, stand daher wahrscheinlich zu dem Komponisten in persönlichen Beziehungen.

VIER LIEDER VON JOHANN GEORG WITTHAUER.

1. FRÜHGESANG IM JULI.

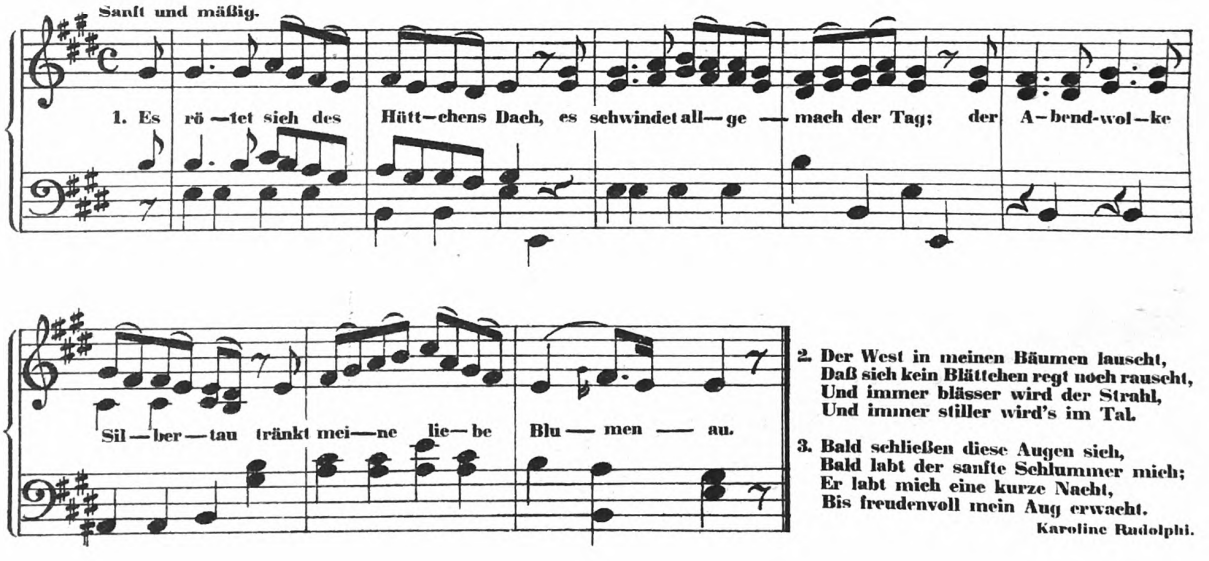


2. Hier steh ich schon im Tau.
Wie glänzt die Blumenau!
Wie duften die Gefilde
Von unsers Gottes Milde!
Wie trieft das Weizenfeld!
Wie schön ist Gottes Welt!

3. Sein Himmel — o wie hell!
Und unsers Lebens Quell,
Die Sonne — wie so lichte!
Ihr unbewölkt Gesichte
Beschaut den großen Pfad,
Den sie zu wandeln hat.

Karoline Rudolphi.

2. DER ABEND.



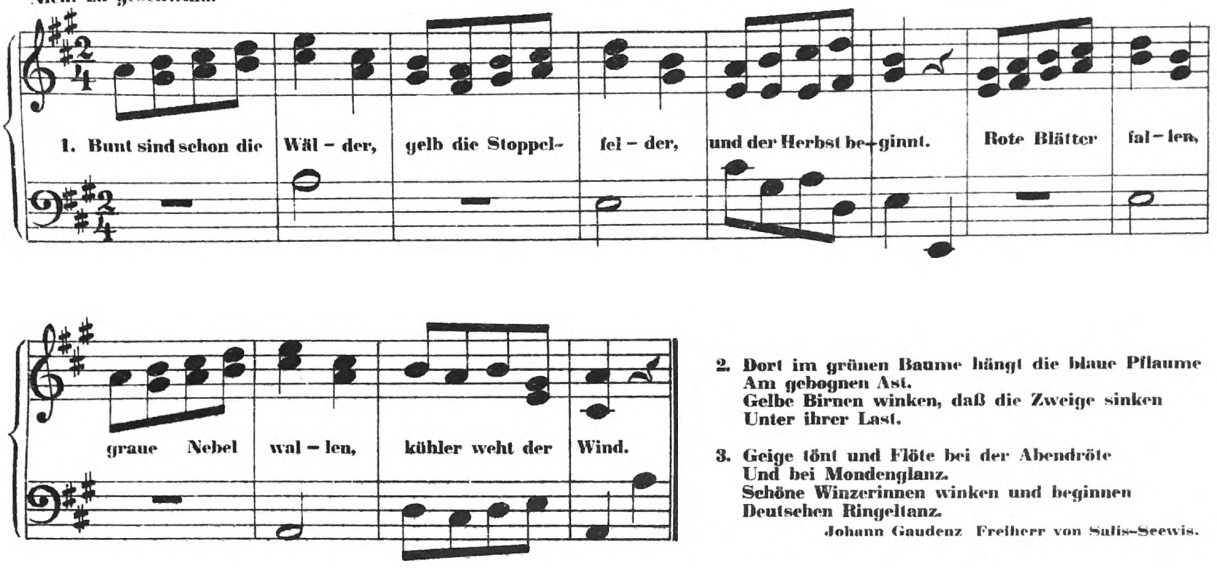
2. Der West in meinen Bäumen lauscht,
Daß sich kein Blättchen regt noch rauscht,
Und immer blässer wird der Strahl,
Und immer stiller wird's im Tal.

3. Bald schließen diese Augen sich,
Bald labt der sanfte Schlummer mich;
Er labt mich eine kurze Nacht,
Bis freudenvoll mein Aug erwacht.

Karoline Rudolphi.

3. HERBSTLIED.

Nicht zu geschwind.



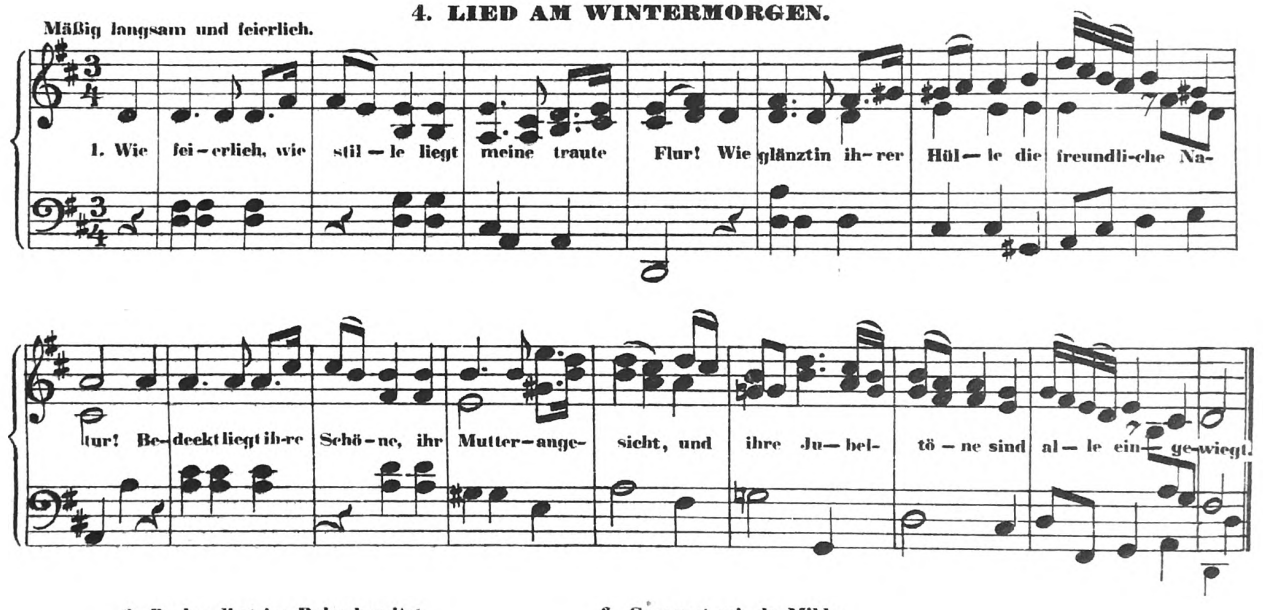
2. Dort im grünen Baume hängt die blaue Pflaume
Am gebognen Ast.
Gelbe Birnen winken, daß die Zweige sinken
Unter ihrer Last.

3. Geige tönt und Flöte bei der Abendröte
Und bei Mondenglanz.
Schöne Winzerinnen winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

Johann Gaudenz Freiherr von Salis–Seewis.

4. LIED AM WINTERMORGEN.

Mäßig langsam und feierlich.



2. Doch selbst im Ruhn bereitet
Sie in der Erden Schoß
Den Segenskeim; er breitet
Sich aus, gedeiht, wird groß.
Und dann bricht durch die Hüllen
Laub, Pflanze, Staud' und Saat,
Dann sehn wir, was im stillen
Sie zubereitet hat.

3. Gesegnet sei, du Milde,
Gesegnet deine Treu!
Bald machst du die Gefilde,
Die Fluren wieder neu.
Dann preist dich, wen dein Odem
Mit Lebenshauch durchweht,
Wer auf beblümtem Boden
In deinem Schatten geht.

Karoline Rudolphi.

Verpuppung

Verpuppung

Verpuppung